

Juni/juin 2014

Engagement

Wenn die Arbeit Flügel verleiht

Public Health – nationale Strategien

Frauenberatung gegen sexuelle Gewalt

Sozialkapital wird knapp. Was tun?

Einsatz fürs Dorf: Ein Stück Glück

Engagiert in die Zukunft

Liebe Leserin, lieber Leser

Das Thema in diesem **punktum.**, Engagement, könnte zum jetzigen Zeitpunkt für mich kaum stimmiger sein, ist es doch mit meiner Übernahme des SBAP.-Präsidiums besonders aktuell. Aber was ist das überhaupt – Engagement? Man kann es mit einem persönlichen, intensiven Einsatz für eine Sache umschreiben. Es gibt das sogenannte soziale Engagement, worunter man ein unterschiedlich motiviertes Handeln versteht, das meist auf dem Prinzip der Ehrenamtlichkeit und der Freiwilligkeit beruht. Ersteres trifft auf mein Amt nicht zu, da ich für meine Tätigkeiten für den SBAP. ein Honorar erhalte. Letzteres – die Freiwilligkeit – jedoch schon. Dann gibt es noch das Engagement, das auf einer vertraglichen Verpflichtung eines Künstlers beruht. Bei dieser Art des Engagements fühle ich mich angesprochen, muss man als Präsident des SBAP. doch einige berufspolitische Kunststücke vollbringen.

Ich habe mir sehr gut überlegt, ob ich das Präsidium des SBAP. übernehmen soll. Dabei hatte ich mit Unsicherheiten umzugehen und stellte mir etliche Fragen. Eine dieser Fragen war, ob mir für ein Engagement im SBAP. genügend zeitliche Ressourcen zur Verfügung stünden oder ob ich dieser vielfältigen Tätigkeit überhaupt gewachsen sei. Ich habe mich schliesslich für ein Engagement im SBAP. entschieden, da mir die Zukunft unseres Verbandes sehr wichtig ist.

Ich kann mich selbstverständlich nicht alleine engagieren. Vielmehr sehe ich mich als Dirigent der Sache, um beim Vergleich mit dem künstlerischen Engagement zu bleiben.

Bereits in den ersten Tagen meiner Präsidentschaft durfte ich das grosse Engagement und Interesse der Mitarbeitenden in der Geschäftsstelle erleben. Den Vorstand kenne ich seit vielen Jahren und weiss, wie engagiert er sich für die Entwicklung des SBAP. einsetzt.

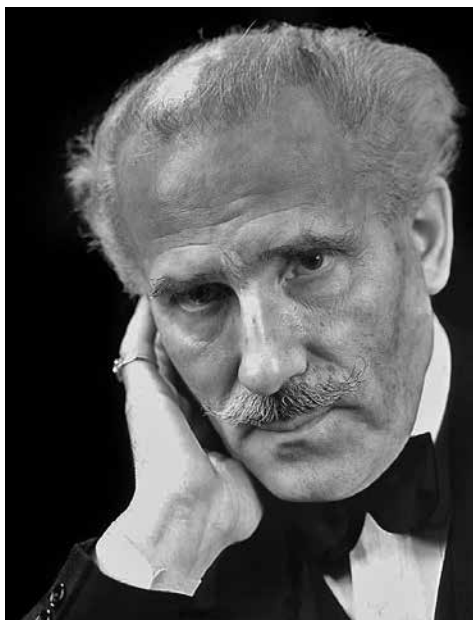
Und dann ist da wohl noch das wichtigste Engagement des SBAP., nämlich dasjenige der Mitglieder. Mit ihrem Mitgliederbeitrag ermöglichen sie, dass es den SBAP. überhaupt gibt und er weiterhin bestehen kann. Das beschriebene Engagement wäre ohne die Mitglieder nicht möglich und sinnlos. Einige haben mir nach der Übernahme des Präsidiums, neben dem Mitgliederbeitrag, weitere Unterstützung angeboten – herzlichen Dank dafür!

In diesem **punktum.** finden Sie weitere, ganz unterschiedliche Sichten und Ansichten über Engagement. Da geht es beispielsweise um das Engagement in Bezug auf kranke Menschen oder um Engagement gegen sexuelle Gewalt.

Der Beginn jedes Engagements stelle das spirituelle dar – die geistige Vorstellung der wünschbaren und möglichen Realisation eines Vorhabens, sagt Not Spinatsch. Er beschreibt diesen Prozess eindrucksvoll anhand eines innovativen Projekts in seinem Heimatort Savognin.

Ich wünsche Ihnen eine spannende und facettenreiche Lektüre über Engagement.

Heinz Marty, Präsident SBAP.



Arturo Toscanini
*25.03.1867 in Parma,
†16.01.1957 in NY
Berühmter italienischer Dirigent

Engagé pour l'avenir

Chère lectrice, cher lecteur,

Le thème de ce **punktum.** – l'engagement – ne pouvait pas tomber mieux pour moi qu'en ce moment: il est en effet particulièrement d'actualité alors que je reprends la Présidence de la SBAP. Mais qu'est-ce, au juste, que l'engagement? On peut le décrire comme une mobilisation personnelle intense pour une cause. L'engagement dit «social» désigne une action dont la motivation varie, et qui repose le plus souvent sur le principe soit du bénévolat, soit du volontariat. Le premier ne s'applique pas à ma fonction puisque je perçois un salaire pour mes activités à la SBAP. En revanche, le second, le volontariat, s'applique. Il existe encore l'engagement qui repose sur l'obligation contractuelle d'un artiste. Ce type d'engagement me parle tout particulièrement, puisqu'en tant que président de la SBAP, on se doit bien de réaliser quelques œuvres d'art en politique professionnelle.

Je me suis longtemps demandé si je devais assumer la présidence de la SBAP. J'ai dû faire face à des doutes et je me suis posé plusieurs questions. L'une de ces questions était de savoir si je disposais de suffisamment de temps pour un engagement à la SBAP. ou si j'étais à la hauteur de cette activité à multiples facettes. J'ai finalement décidé de m'engager pour la SBAP. parce que l'avenir de notre association me tient vraiment à cœur. Bien entendu, je ne peux pas m'engager seul. Je me vois plutôt comme le chef d'orchestre de la cause – pour poursuivre l'exemple de l'engagement artistique.

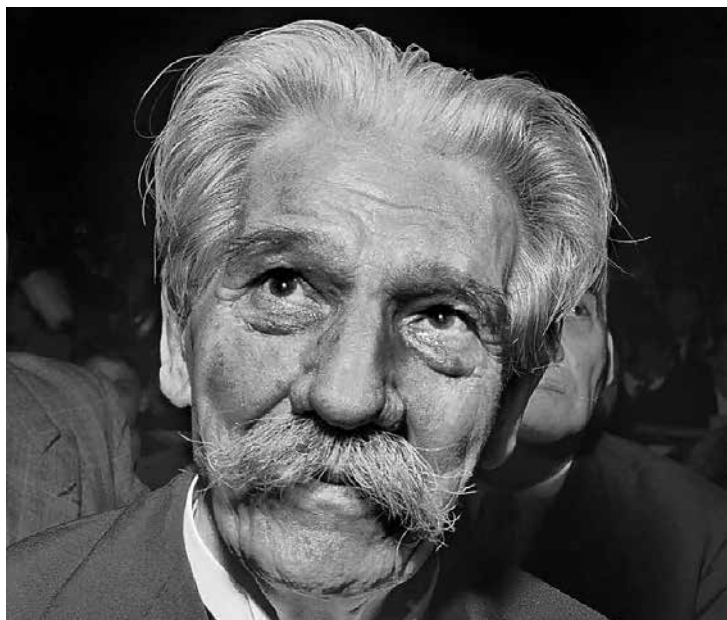
Dès les premiers jours de ma présidence, j'ai pu faire l'expérience de l'engagement fort et de l'intérêt des collaborateurs au bureau. Je connais le Conseil depuis de nombreuses années et je sais de quel engagement il fait preuve pour le développement de la SBAP.

Et que dire alors de l'engagement le plus important: celui de la SBAP, notamment celui de ses membres! Grâce à leur cotisation de membre, ils permettent l'existence même de la SBAP. et sa pérennité. Sans ces membres, l'engagement que je viens d'évoquer serait impossible et vain. Lorsque j'ai accepté d'assumer la présidence, certains m'ont offert, outre leur cotisation, leur soutien. Je les en remercie vivement!

Dans ce **punktum.**, vous trouverez d'autres points de vue et avis très variés sur l'engagement. Il s'agit, par exemple, de l'engagement en faveur des personnes malades ou de l'engagement contre la violence sexuelle. D'après Not Spinatsch, le début de tout engagement a un caractère spirituel: la représentation intellectuelle d'un projet dont la réalisation est souhaitable et possible. Il décrit ce processus de façon saisissante à travers un projet innovant dans son village natal de Savognin.

Je vous souhaite une lecture passionnante et diversifiée sur l'engagement.

Heinz Marty, président de la SBAP.



Albert Schweitzer
*14.01.1875 in Kaysersberg,
†04.09.1965 in Lambaréné/Gabun
Gründer des Urwaldspitals
Lambaréné

Work Engagement

Wenn die Arbeit Flügel verleiht

Früher war die Arbeit physisch intensiv – seit einiger Zeit nehmen auch die psychischen Anforderungen zu. Unternehmen legen das Augenmerk verstärkt auf die Förderung der Gesundheit ihrer Mitarbeitenden. Wie wird «Work Engagement» definiert, und in welchem Verhältnis steht es zum «Burnout»? Wie arbeiten ArbeitnehmerInnen, wenn sie von der Arbeit beflügelt sind, und welche individuellen Dispositionen korrelieren mit Work Engagement? Welche individuellen und welche unternehmensspezifischen Interventionen fördern das Work Engagement?

Das Bundesamt für Statistik hat 2012 eine Gesundheitsbefragung durchgeführt und ist zu folgendem Ergebnis gelangt: Fast ein Fünftel der erwerbstätigen Bevölkerung in der Schweiz erlebt meistens oder immer Stress bei der Arbeit. Hohe Anforderungen im Berufsleben können zu gesundheitlichen und psychischen Belastungen beitragen. «Die Inanspruchnahme von medizinischen Dienstleistungen infolge psychischer Probleme hat in den letzten 15 Jahren zugenommen (...). 18 Prozent der Erwerbstätigen stimmen eher oder vollständig der Aussage zu, sich bei der Arbeit emotional verbraucht zu fühlen. Dies kann als Anzeichen einer Burnout-Gefährdung betrachtet werden. Menschen, die viel Stress bei der Arbeit erleben oder Burnout-gefährdet sind, weisen eine fünf respektive sechs Mal höhere Wahrscheinlichkeit für eine Depression auf als Erwerbstätige, die diesen Belastungen nicht ausgesetzt sind» (BFS, 2014).

Von Stress bei der Arbeit zu Work Engagement

Die niederländischen Arbeits- und Organisationspsychologen Prof. Wilmar Schaufeli (Universität Utrecht) und Prof. Arnold Bakker (Erasmus-Universität Rotterdam) haben zahlreiche Publikationen zum Thema «Work Engagement» veröffentlicht. Sie übersetzen den englischen Begriff ins Holländische auch mit «Bevlogenheid». Dies bedeutet «Beflügelt-Sein». Das Beflügelt-Sein durch die Arbeit ist

in Anlehnung an Schaufeli und Bakker (2013) der positive Pol, welcher dem negativen Pol, dem Burnout, gegenübersteht. Zwischen Männern und Frauen gibt es in dieser Hinsicht keinen Unterschied. Ältere Mitarbeitende sind etwas mehr beflügelt als jüngere. Männer und Frauen, die als Unternehmer, Manager, Bauern, Lehrer oder Künstler tätig sind, legen mehr Work Engagement an den Tag als jene, die bei der Polizei, im Detailhandels-Laden, in der Produktionshalle oder in der häuslichen Pflege tätig sind.

Bakker & Schaufeli (2002, S. 4) definieren Work Engagement wie folgt: «Engagement is a positive, fulfilling, work-related state of mind that is characterized by vigor, dedication, and absorption. Rather than a momentary and specific state, engagement refers to a more persistent and pervasive affective-cognitive state that is not focused on any particular object, event, individual, or behavior. Vigor is characterized by high levels of energy and mental resilience while working, the willingness to invest effort in one's work, and persistence even in the face of difficulties. Dedication refers to being strongly involved in one's work and experiencing a sense of significance, enthusiasm, inspiration, pride, and challenge. Absorption, is characterized by being fully concentrated and happily engrossed in one's work, whereby time passes quickly and one has difficulties with detaching oneself from work» (Anmerkung der Redaktion: Zugunsten der Prägnanz der Aussage wird hier die englischsprachige Definition unübersetzt wiedergegeben.)

Entstehung

«Beflügelte» MitarbeiterInnen zeigen gute Arbeitsresultate. Die Passion für die Arbeit und die Arbeit als Quelle der persönlichen und beruflichen Zufriedenheit führen zu einer guten, gesunden und positiven Einbettung des Mitarbeitenden im Unternehmen. Sie befinden sich – im Gegensatz zu von Burnout gefährdeten MitarbeiterInnen – in einer Aufwärtsspirale: Sie sind proaktiv und ergreifen die Initia-



Lianne Fravi, Fachpsychologin SBAP, in Berufs-, Laufbahn- und Studienberatung und Systemtherapeutin IEF i.A., arbeitet einerseits in der eigenen Psychologie- und Businesspraxis für Erwachsene, Paare und KMUs als Psychologin, Coach und Laufbahnberaterin. Andererseits ist sie bei der Fravi & Fravi AG als Unternehmensberaterin im Partnerschaftstandem mit ihrem Mann Gion J. Fravi tätig. Sie ist SBAP-Vorstandsmitglied.

tive, wenn sie sehen, dass es irgendwo nicht vorwärtsgeht; sie setzen sich selber hohe Ziele, weil sie sich kompetent dazu fühlen; sie sind intrinsisch motiviert und bereit, mehr zu leisten; sie zeigen eine freundliche, kooperative Haltung, sodass man gerne mit ihnen zusammenarbeitet; sie erleben positive Emotionen und sind dadurch in der Lage, Informationen besser zu verarbeiten – und schliesslich sind sie gesund und fast nie abwesend infolge Krankheit.

Gewisse individuelle Dispositionen wie emotionale Stabilität, Extraversion, Genauigkeit, eine positive Lebenseinstellung, persönliche Effizienz, Hoffnung, Optimismus und

Work Engagement

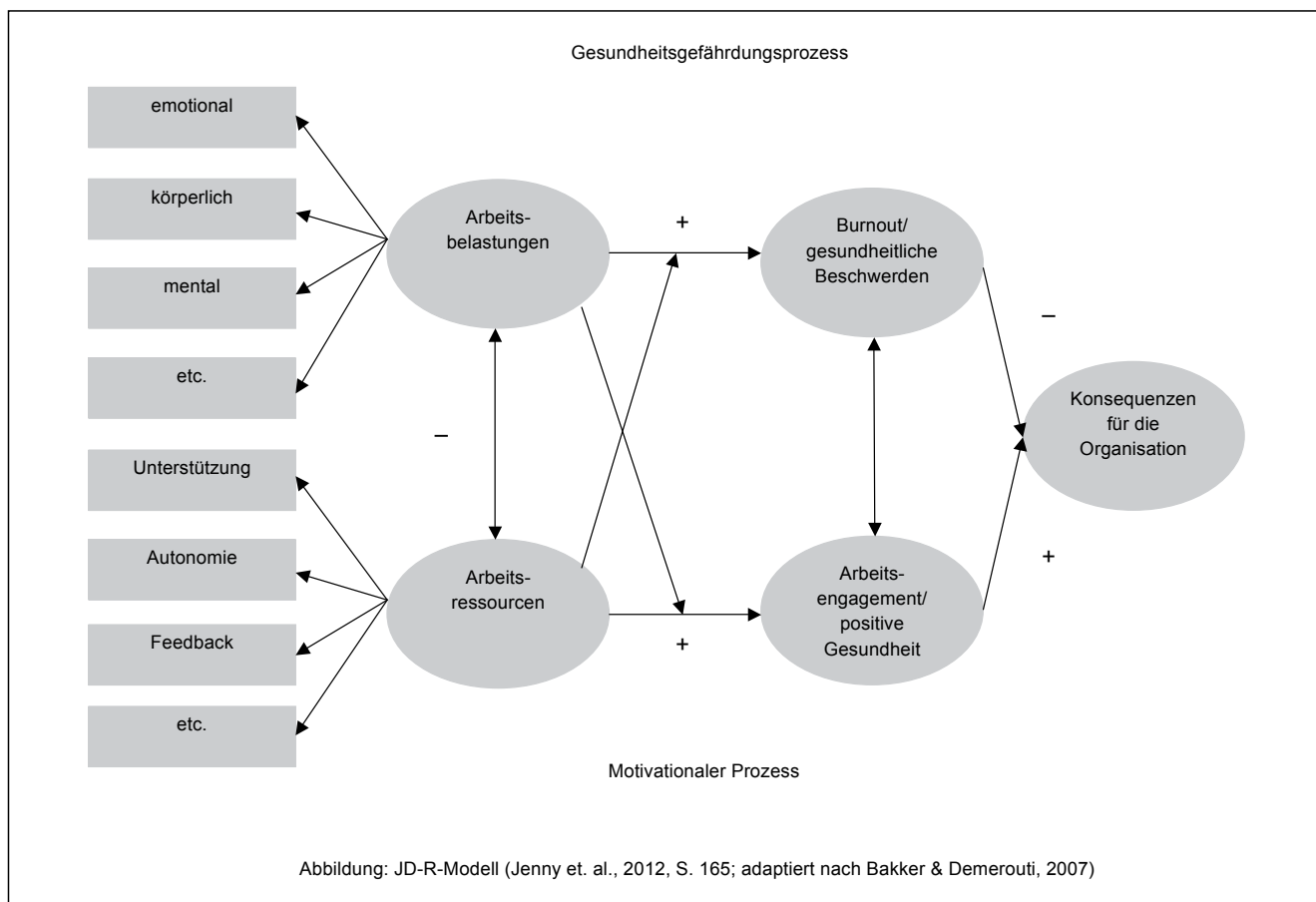
Leistungsmotivation tragen beim einzelnen Mitarbeitenden zum Erreichen eines Work Engagements bei. Weiter sehen diese Mitarbeitenden ihre eigenen, persönlichen Interessen und Überzeugungen in einem direkten Zusammenhang mit den Zielen und Werten des Unternehmens (Schaufeli & Bakker, 2013). Beflügelte MitarbeiterInnen sind nicht arbeitssüchtig. Sie arbeiten zwar intensiv, aber die zugrunde liegende Motivation ist eine andere. Sie haben Freude am Arbeiten, können jedoch auch das Leben abseits vom Berufsalltag geniessen, während Workaholics hart arbeiten, weil sie nicht anders können. Workaholics werden durch einen inneren unwiderstehlichen Drang zu arbeiten angetrieben und fühlen sich schuldig, wenn sie nicht tätig sind. Beflügeltes Arbeiten ist daher mehr als Zufriedenheit. Es umfasst gemäss Schaufeli & Bakker (2013) insgesamt die drei Dimensionen «Vitalität», «Hingabe» und «Aufnahmefähigkeit».

Förderprogramm

Wie kann Work Engagement im Unternehmen gefördert werden? Geht es bei der Bekämpfung von Burnout um die Verfolgung von präventiven und kurativen Strategien, so stehen bei der Förderung des Work Engagements das Verstärken, das Vermehren und das Vergrössern eines positiven Zustandes im Vordergrund. Und dies betrifft alle Mitarbeitenden in einem Unternehmen und nicht nur jene, welche Beschwerden aufweisen. Schaufeli und Salanova (2010) unterscheiden so einerseits zum Beispiel die folgenden Verhaltensstrategien: freundlich sein zu Kollegen, Kunden, Patienten usw.; Dankbarkeit zeigen gegenüber anderen Mitarbeitenden; anderen Menschen verzeihen, wenn sie einen Fehler gemacht haben; gute Nachrichten miteinander teilen; in soziale Beziehungen mit ArbeitskollegInnen investieren. Andererseits können kognitive Strategien wie Optimismus üben und bewusstes Ge-

niessen von gewissen Arbeitsaspekten zur Erhöhung des Work Engagements führen. Und schliesslich tragen auch motivationale Strategien wie die Wahl von spezifischen Arbeitszielen und die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit (Resilienz) gegenüber herausfordernden Situationen zum Beflügelt-Sein bei.

Die konsequente Einführung der folgenden organisationsinternen Massnahmen im Unternehmen führen zu glücklicheren Mitarbeitenden und zu einer Zunahme der *good vibes* im Unternehmen: regelmässige Mitarbeiterbefragungen, um möglichen Saboteuren von Work Engagement auf die Spur zu kommen; regelmässige Standortbestimmungen mit den Kadermitarbeitenden zur Förderung ihrer Persönlichkeitsentwicklung; Weiterbildung und Training; Erweiterung der beruflichen und persönlichen Kompetenzen durch Feedback; soziale Unterstützung der Mitarbeitenden; Führungscoaching; Lern-



Work Engagement

und Entwicklungsmöglichkeiten; Karriereperspektiven; Gerechtigkeit und Förderung einer inspirierenden, stimulierenden und charismatischen Leadership (Bakker & Schaufeli, 2013; zit. nach Schaufeli & Salanova, 2010). Dies alles sind klassische HR-Tools, die spezifisch im Hinblick auf die Förderung des Work Engagements eingesetzt werden (Bakker & Schaufeli, 2013).

Motivationaler Prozesslauf

Das Beflügelt-Sein nimmt im Motivationsprozess eine bedeutende Rolle ein. Dies zeigt sich zum Beispiel auch im Job-Demands-Resources-Modell (Jenny et al., 2012, S. 164; zit. nach: Bakker & Demerouti, 2007; vgl. Abbildung). Dieses Modell besagt, dass mit Work Engagement positive Arbeitsergebnisse erzielt werden. Denn die Arbeitsressourcen in Zusammenarbeit mit der individuell wahrgenommenen *self-efficacy* oszillieren, das heisst, sie bringen sich gegenseitig in Schwingung, und dies führt dann wiederum zu mehr Work Engagement. Work Engagement bringt Vorteile für das Unternehmen und für die Mitarbeitenden mit sich (Bakker & Schaufeli, 2013).

In Anlehnung an Jenny et al. (2012, S. 165) bedeutet dies zusammengefasst, dass in diesem sich selbst verstärkenden Gesundheitskreislauf den positiven Arbeitscharakteristika somit nicht

alleine die Rolle zugeschrieben wird, «negative Aspekte auszugleichen und damit Konsequenzen ungünstiger Arbeitsbedingungen zu reduzieren. Ihr aktiver Aufbau vermag darüber hinaus – vereinbar mit dem Konzept der Positiven Psychologie – positive Gesundheit zu fördern sowie einen sich selbst verstärkenden Zyklus in Gang zu setzen: Engagierte und zufriedene Menschen interagieren wertschätzender und unterstützender, geben und animieren zu positivem Feedback, was wiederum die positive Gesundheit stärkt.»

Lianne Fravi

Literatur

Bakker, A. & Schaufeli, W. (2002). UWES Utrecht Work Engagement Scale (Online: http://www.beenmanaged.com/doc/pdf/arnoldbakker/articles/articles_arnold_bakker_87.pdf).

Bakker, A.B., & Demerouti, E. (2007). The Job Demands-Resources Model: State of the art. *Journal of Managerial Psychology*, 22, 309–328.

Bundesamt für Statistik BFS (2014). Publikation der Standardtabellen der Schweizerischen Gesundheitsbefragung 2012 (Online: www.statistik.admin.ch)

Jenny, G., Brauchli, R., & Deplazes, S. (2012). Arbeit und Gesundheit – eine

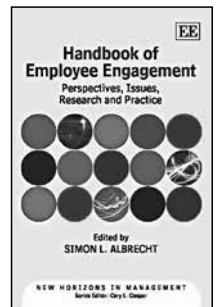
systemisch-ressourcenorientierte Perspektive. In: Steinebach, C., Jungo, D. & Zihlmann, R. (Hrsg.). *Positive Psychologie in der Praxis. Anwendung in Psychotherapie, Beratung und Coaching* (S. 162–169). Weinheim; Basel: Beltz Verlag.

Schaufeli, W., & Bakker, A. (2013) (Hrsg.). *De psychologie van arbeid en gezondheid*. Houten: Bohn Stafleu van Loghum Springer Media.

Schaufeli, W., & Bakker, A. (2013). Burnout en bevlogenheit. In: Schaufeli, W. & Bakker, A. (Hrsg.). *De psychologie van arbeid en gezondheid* (S. 305–322). Houten: Bohn Stafleu van Loghum Springer Media.

Schaufeli, W., & Dijkstra, P. (2010). Bevlogen aan het werk. Zaltbommel: Thema, uitgeverij van Schouten & Nelissen.

Schaufeli, W., & Salanova, M. (2010). How to improve work engagement? In: Albrecht, S. (Ed.). *The handbook of employee engagement: Perspectives, issues, research and practice* (pp. 399–415). Northampton, MA: Edwin Elgar.



Zum beherzten Leben
Bildungswerkstatt ACT

ACT mit jungen Menschen

Fertigkeiten lernen, um jungen Menschen zu helfen, ein erfülltes Leben zu gestalten
(Akzeptanz- und Commitment Therapie)

Ein zweitägiger Workshop für ACT-Neulinge und ACT-Erfahrene mit dem Fokus auf die dynamische Anwendung erfahrungsorientierter ACT-Techniken in der Arbeit mit jungen Menschen zwischen 12 und 24 Jahren. Mit

Louise Hayes, PhD, Universität Melbourne, Australien

26./27. September 2014 in Winterthur

Informationen und Anmeldungen: Bildungswerkstatt ACT, act.tage@bluewin.ch, www.zumbeherztenleben.ch



Das aktuelle Kursangebot Weiterbildung

Leadership, Coaching & Change Management

- MAS/DAS/CAS Leadership & Management → bis 4 Semester
- MAS Coaching & Organisationsberatung → ca. 8 Semester
- MAS Supervision & Coaching in Organisationen → 5 Semester
- CAS Change Management, Organisationsberatung & -entwicklung → 17 Tage
- CAS Beratung in der Praxis (Grundmodul) → 8 Tage
- CAS Beratung in der Praxis (Aufbaumodul) → 9 Tage
- CAS Coaching Advanced → 18 Tage
- CAS Leadership Excellence → 17 Tage
- Führung als Herausforderung → 5 Tage
- Führung in der Praxis → 2 Tage + 7 x 3 Std.
- Führungskraft als Coach? → 2 Tage
- Neuropsychologische Konzepte in der Führung → 4 Tage
- Mediation in der Berufspraxis → 2 Tage

Human Resources, Development & Sportpsychologie

- MAS Ausbildungsmanagement (neu auch modular) → 5 Semester
- MAS Human Resources Management → 4 Semester
- DAS Ausbilder/in in Organisationen IAP → 47 Tage
- DAS Sport- & teampsychoologische Methoden IAP → 36 Tage
- CAS Beratung in der Praxis (Aufbaumodul), Vertiefung HR-Praxisfeld → 9 Tage
- CAS Bildung in Organisationen strategisch & interkulturell führen → 17 Tage
- CAS Curriculum-Entwicklung für Bildungsprogramme → 16 Tage
- CAS Didaktik-Methodik → 14 Tage
- CAS Komplexe Bildungsaufgaben lösen → 15.5 Tage
- CAS Lernpsychologie in Gruppen → 13 Tage
- CAS Personalentwicklung & -diagnostik → 18 Tage
- CAS Psychologisches & mentales Training im Sport → 3 Semester
- CAS Teams erfolgreich steuern & begleiten → 14 Tage
- Interviewtechnik für die Personalselektion → 2 Tage
- Lernprozesse von Gruppen begleiten (Modul2 SVEB-AdA-Baukastensystem) → 4 ½ Tage
- Social Media in der Personalentwicklung → 2 Tage

Klinische Psychologie & Psychotherapie

- MAS Kinder- & Jugendpsychotherapie → 8 Semester
- MAS Systemische Beratung → 6 Semester
- MAS Systemische Psychotherapie (in Kooperation mit dem ZSB Bern) → 6–8 Semester
- Autismus und Asperger-Syndrom im Kindes- und Jugendalter → 2 Tage
- Mindfulness-Based Stress Reduction (MBSR) – eine Einführung → 1 Tag

Persönlichkeit & Kommunikation

- Bewusster kommunizieren → 5 x 3 ¼ Std.
- Emotionale Intelligenz I + II → je 2 Tage
- Mit mentalem Training besser auftreten → 2 Tage
- Persönlichkeit und Führung → 3 Tage + 6 x 2 ½ Std.
- Verhandlungstraining → 2 Tage
- Wirkungsvolle Moderation → 2 Tage

Berufs-, Studien- & Laufbahnberatung

- MAS Berufs-, Studien- & Laufbahnberatung → 4 Semester

Information und Anmeldung

IAP Institut für Angewandte Psychologie
Merkurstrasse 43, 8032 Zürich
Telefon +41 58 934 83 33, info.iap@zhaw.ch
www.iap.zhaw.ch/weiterbildung
www.iap.zhaw.ch/newsletter

Weitere Angebote finden Sie online.



Engagement und Hingabe

Betrachtungen aus einer existenzanalytischen Perspektive

Menschen sind motiviert, sich zu engagieren, wenn sie das Gefühl haben, gebraucht zu werden. Sich hingeben an etwas Sinnvolles ist an Voraussetzungen gebunden – dazu gehören ein Tätigkeitsfeld, ein Strukturzusammenhang und ein Wert in der Zukunft.

Im Berufsleben sind engagierte Mitarbeiter¹ gefragt. Vereine leben vom Engagement ihrer Mitglieder. Fragen wir Menschen, warum sie sich für dieses oder jenes engagieren, antworten sie: «Weil es mir am Herzen liegt», «weil es wichtig ist», «weil mir diese Tätigkeit etwas gibt», «weil es sinnvoll ist» usw. Engagement scheint an ein persönliches Anliegen gebunden zu sein. Doch was ist Engagement als motivationale Kraft? Was motiviert Menschen, sich für etwas einzusetzen, und wie kann diese Motivation verloren gehen? Was motiviert Menschen, sich für etwas einzusetzen, und wie kann diese Motivation verloren gehen? Was ist der existenzielle Treiber hinter einem Engagement? Nach Viktor Frankl (1987) hat der Mensch – in Anlehnung an Nietzsches «Wille zur Macht» – einen Willen zum Sinn. Frankl sagt damit, dass jedes Wollen auf einen Sinn ausgerichtet ist. Der Mensch kann nach ihm also nur *Sinnvolles* wollen. Erlebt der Mensch sein Tun subjektiv als sinnlos, ist es kein freier Wille, sondern eine Pflicht, ein Müssen, mitunter ein Gezwungensein, von äusseren oder inneren Bedingungen – kaum aber ein Engagement aus freien Stücken. Menschen engagieren sich für etwas, wenn sie es als sinnvoll erfahren. Ohne Sinnerleben kein Engagement.

Hinter der Sinnfrage steht allgemein formuliert die Frage nach dem «Wozu». Wozu ist das, was ich tue, gut? Wozu soll ich das tun? Wozu soll ich mich trotz der Mühsal für diese Aufgabe engagieren? Das «Wozu» weist über den gegenwärtigen Moment, in dem diese Frage steht, hinaus und ist eine Frage nach der

Zukunft: Kann daraus etwas Gutes, etwas Wertvolles werden? Menschen geben ihr Engagement auf, wenn sie nicht mehr wissen, wozu sie es tun. Existentiell gesehen geht es beim Engagement um die Themen Tätigkeitsfeld, Kontext und Zukunft (Längle 2008).

Engagement für eine wertvolle Entwicklung

Menschsein ist verbunden mit der fundamentalen Tatsache, dass wir in einem unabänderlichen Fluss von Veränderung stehen. «Alles fliesst», wie Heraklit es (mit *panta rhei*) formulierte. Nichts bleibt, wie es ist. Doch Menschen wollen nicht bloss Veränderung, sondern sie wollen konstruktiv auf diesen Prozess Einfluss nehmen, sich involvieren und mit ihrem Engagement mitgestalten – ausgerichtet auf eine potentiell wertvolle Entwicklung. Als sinnvoll wird eine Aktivität dann empfunden, wenn sie in einem *Zusammenhang* steht, der eine solche Entwicklung ermöglicht. Nur der blossen Veränderung willen nehmen Menschen selten eine «Extra-Meile» in Kauf. Durch ihren Einsatz und das Engagement soll ein Mehrwert entstehen, sonst hat es – wie Sisyphos, der den Stein auf den Berg hinaufwälzt, der dann, fast am Gipfel angekommen, gleich wieder ins Tal hinunterrollt – wenig Sinn. Ohne das Gefühl, an einer wertvollen Entwicklung beteiligt zu sein, entsteht kaum Motivation oder die Kraft, eine beschwerliche Tätigkeit zu Ende zu bringen. Durchhaltekraft braucht ein «Wozu» (vgl. Längle, Bürgi 2014) – Engagement braucht ein «Wofür».

Jede Aktivität steht in einem Kontext. Kontexte sind Strukturzusammenhänge, die Orientierung geben. Erst wenn eine Tätigkeit in einen Kontext eingebunden ist, wird aus ihr eine *Aufgabe*. Solch ein Kontext kann vorgegeben sein oder von einem selbst geschaffen werden – indem man Beispiel etwas für einen geliebten Menschen tut (vgl. Längle 2008). Mit allem, was wir tun, stehen wir in grösseren Bezügen. Fehlt das Bewusstsein für dieses Eingebettetsein, verlieren wir an Orientierung. Es geht



Dorothee Bürgi, PhD, Psychologin FH, Coach für Persönlichkeits- und Führungsentwicklung, Referentin im Bereich Healthcare, Spiritual Care und Ethik; Geschäftsführerin der Existential Training & Leadership Academy (www.et-l.org) mit Sitz in Wien und Zürich, wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Internationalen Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse (GLE-Int).

www.dorothee-buergi.ch

also immer um die Frage nach dem Kontext mit *mir*. Was Menschen anspricht, sind Situationen und Aufforderungen, die in einem Kontext stehen, der etwas mit ihnen *persönlich* zu tun hat.

Menschen sind für ein Engagement motiviert, wenn sie an einer Stelle gebraucht werden und sich für eine Aufgabe zuständig fühlen. Hat der Mensch keine Aufgabe, wird es schwierig, das Leben als erfüllt zu erleben. Diese Erfahrung machen Menschen, wenn sie arbeitslos werden oder mit der Pensionierung aus dem Erwerbsleben ausscheiden, oder Mütter, deren Kinder ausgeflogen sind (Empty Nest Depression). Nach

¹ Bei allen Bezeichnungen gilt sinngemäss auch die weibliche Form.

jahrelanger Tätigkeit bleibt nichts mehr, wofür sie zuständig sind, wo sie gebraucht werden, wo sie gefragt sind oder wo sie sich benötigt fühlen.

Commitment

Um etwas als sinnvoll zu erleben, braucht es ein Sich-Stellen in grössere Zusammenhänge, in denen der Mensch fruchtbar werden kann. Ob eine Aktivität zu einer «Hinein-Gabe» wird, hängt vom Wert der Dinge ab, ob man sich damit in Beziehung setzt, sich auf sie einlässt und sich ihnen durch entschiedenes Handeln hingibt. Ohne Hingabe, also die persönliche Anwesenheit, ein wirkliches Dasein in der Welt, bleibt alles eine blasse Gegebenheit.

Hingabe ist vielen im Verständnis ein altertümlicher oder auch befrachteter Begriff. Häufiger verwenden wir den englischen Begriff *Commitment*. Sein lateinischer Stamm «mittere» – senden – trifft genau das Wesen der Hingabe: Nicht das Hergeben für einen Zweck ist gemeint, sondern das *Sich-Hingeben an etwas Sinnvolles* (vgl. ebd.).

Der Hingabe liegt ein Wollen zugrunde

Wie können wir echte Hingabe von einem Wunsch unterscheiden? Beim Wunsch sind die Ausrichtung und die innere Bezugnahme auf etwas Positives, Wertvolles gerichtet, ohne dass ein näherer Bezug zur Realisierbarkeit und Erreichbarkeit ins Auge gefasst wird. Es wird lediglich die Beziehung zum Wert hergestellt und erhalten. Wünsche können daher Realistisches oder Unrealistisches, Realisierbares oder Dinge sein, die ausserhalb unserer Kontrolle stehen. Für solches wünschen wir uns «viel Glück!» im Wissen, dass das Eintreten des Gewünschten nicht von uns abhängt. Doch zwischen Wunsch und Hingabe gibt es Unterschiede: Der Hingabe liegt immer ein *ganzheitliches Wollen* zugrunde (vgl. Längle 2011). Es ist charakterisiert durch Aktivität: Man ist bereit, ein Risiko einzugehen, die Konsequenzen zu tragen, den Preis dafür zu zahlen, den Weg zu gehen. «Existentiell gesehen, gilt

die Regel: Ohne Hingabe keine Erfüllung» (Längle 2008, 109).

Im Gegensatz dazu ist beim Wünschen die Haltung eine passive, empfangende, bei der man weder ein Risiko eingeht noch einen konkreten Einsatz leistet. Man kann viele Wünsche haben – manchmal auch ganz spontan. Anders beim Wollen: Man kann nur eines wirklich wollen und sich ihm hingeben. Beim Wünschen kommt es nicht auf die Realisierbarkeit an. Nicht selten lebt der Wunsch von Phantasien und Hoffnungen. Beim Wollen hingegen ist die Realisierbarkeit ein Thema – man tut etwas dafür, setzt sich ein und bleibt nicht in der Erwartungshaltung, der Wunsch würde vielleicht erfüllt werden.

Anregungen für die Beratungspraxis

Oft geht es in der Beratung oder im Coaching darum, realisierbare Wünsche in einen Willen zu verwandeln und den Klienten zu unterstützen, sich selbst dafür einzusetzen, statt passiv auf eine glückliche Fügung oder das Dazutun von anderen zu warten. Sich einer Sache hinzugeben, heisst aktives Handeln auf der Grundlage einer Willensentscheidung. Hingabe ist also nicht Passivität, sondern entschiedenes, wertorientiertes Handeln – man trägt die Verantwortung dafür und gibt *sich einer Sache hin* (vgl. Längle, Bürgi 2014).

Engagement unter der Perspektive der Hingabe zu beleuchten, kann in der Beratung hilfreich sein, wenn es um die Klärung geht, weshalb die Motivation für eine Sache verloren gegangen ist, wenn das «Feu sacré» erloschen ist oder wenn eine Tätigkeit subjektiv inhaltslos wird, obwohl sie, «vernünftig betrachtet», sinnvoll ist: Weiss der Klient, für welchen Wert in der Zukunft er sich einsetzt und an welche potentiell wertvolle Entwicklung er damit beiträgt? Mag er sich dafür engagieren? Steht die Tätigkeit noch in einem Zusammenhang, der mit dem Leben *des Klienten* etwas zu tun hat? Oder fühlt er sich mit seinem Tun im luftleeren Raum, ohne Zugehörigkeit? Fühlt sich der Klient von der Situation aufgefor-

dert – braucht ihn die Sache? Ist er offen für die Anfrage der Situation? «Menschsein heisst, in Frage stehen – und Leben heisst, Antwort geben» (Längle 2007, 127).

Fragen zur Reflexion: *Worum geht es in der konkreten Situation, in der ich stehe? Steht das, worum es geht, in einer Beziehung zu mir? Wozu ist das gut, was hier passiert ist? Hat das etwas mit meinem Leben zu tun? Und wenn nicht: Wie könnte daraus etwas Wertvolles für mein Leben entstehen? Kann ich einen Zusammenhang sehen und, wenn nicht, kann ich einen erahnen? Wie kann ich fruchtbar sein? Wo bin ich gefragt? Wofür will ich leben? Will ich dafür gelebt haben?*

Dorothee Bürgi

Literatur

Längle, A., Bürgi, D. (2014): Existentielles Coaching – Theoretische Orientierung, Grundlagen und Praxis für Coaching, Organisationsberatung und Supervision. Facultas-WUV (in Vorbereitung).

Längle, A. (2011): Erfüllte Existenz – Entwicklung, Anwendung und Konzepte der Existenzanalyse. Bürgi D. (Hrsg.). Facultas-WUV.

Längle, A. (2008) Existenzanalyse. In: Längle, A., Holzhey-Kunz, A.: Existenzanalyse und Daseinsanalyse. Wien: UTB (Facultas).

Längle, A. (2007): Sinnvoll Leben – eine praktische Anleitung der Logotherapie. Überarbeitung und Neugestaltung: Bürgi, D. St. Pölten / Salzburg: Residenz Verlag.

Frankl, V.E. (1987): Das Leiden am sinnlosen Leben. Herder, Freiburg/Basel/Wien, 11°.

Nationale Strategie Psychische Gesundheit

«Geduld bringt Rose – aber zersch Chnöpf»

Schon im 19. Jahrhundert zeigte sich in den industrialisierten Ländern mit dem Arbeiterelend ein Bedarf an Volksgesundheitspflege. Auch die Schweiz ist seither gesellschaftlich gewachsen: Nach und nach entwickelten sich Regulierungs- und Koordinationsaktivitäten auf dem Gebiet des Alkoholismus, der Epidemien, der radioaktiven Strahlung oder der psychischen Gesundheit und somit ein Engagement des Staates zugunsten der Bürger. Doch es bleibt viel zu tun.

«Geduld bringt Rose – aber zersch Chnöpf.» Diesen Satz hörte ich oft von meiner Grossmutter, lange ohne zu wissen, was er eigentlich bedeutet. Oder sollte ich das Vordergründige zuerst nehmen und mich schmunzelnd als ungeduldigen Menschen bezeichnen? Eine denkbar ungünstige Voraussetzung, sei es zum Beispiel in psychologisch-psychotherapeutischer Arbeit mit PatientInnen, im Privatleben oder im gesundheitspolitischen Bereich. Psychische Gesundheit – insbesondere dann, wenn man der Überzeugung ist, dass sie der somatischen Gesundheit gleichwertig ist und auf allen Ebenen Anerkennung, Enttabuisierung und, *last but not least*, eine nationale Strategie verdient – hat mir in den letzten rund 22 Jahren meiner beruflichen Tätigkeit gezeigt, dass gerade hier nur Geduld und Hartnäckigkeit zum Ziel führen. Dazu muss ich etwas ausholen: Das 19. Jahrhundert ist charakterisiert durch das politische Aufkeimen der aufklärerischen Werte (Demokratie, Menschenrechte, Ausbau des Schulwesens), Industrialisierung und neue Verkehrsmittel (Eisenbahn), Arbeiterelend und Arbeiterbewegung. Bald zeigte sich für die Schweiz in bestimmten Bereichen der Bedarf nach Regelung und Koordination. In diese Zeit fallen die Entdeckung von Krankheitserregern, die Entwicklung der ersten Impfungen und der Beginn von *Public Health*, der sogenannten Volksgesundheitspflege. Die Bedrohung durch Infektionskrankheiten erforderte wirksamere Strukturen des Informationsaustaus-

ches zwischen den Kantonen und dem Ausland, eine bessere Bekämpfungsstrategie sowie einen Finanzausgleich für die bei den Kantonen unterschiedlich anfallenden Kosten. 1893 wurde vom Parlament die Schaffung eines Schweizerischen Gesundheitsamtes beschlossen. Im Übrigen bleibt das Gesundheitswesen eine kantonale Angelegenheit. In den kantonalen Verfassungen zu jener Zeit fand weder «die Gesundheit» noch die «psychische Gesundheit» Erwähnung.

Pragmatischer Beginn

Um die Jahrhundertwende war der Alkoholmissbrauch weit verbreitet. Bereits im 19. Jahrhundert war die erste Alkoholgesetzgebung geschaffen worden. Der junge Bundesstaat hat aber erst mal andere Sorgen als Gesundheit oder Prävention – denkt jedoch zukunftsgerichtet, denn das Schulwesen ist ihm sehr wichtig, er deklariert es zur zentralen Aufgabe. Edukation = *Literacy*: Heute zählen wir dazu auch die sogenannte *Health Literacy*, die Fähigkeit, Informationen zu Gesundheit und Krankheit zu verstehen. Er denkt auch problemorientiert: Taucht ein Problem auf (Epidemien, Alkohol), reagiert er in einer mehrheitlich kurzen Zeitspanne, um dem Problem in pragmatischer Weise entgegenzuwirken. Er schaut über seine Landesgrenzen hinaus, beweist Weitsicht mit dem Vorschlag zum Internationalen Hygieneinstitut. Er denkt aber noch nicht über Prävention im Bereich psychische Krankheit oder Suizid nach, obwohl die Vordenker der modernen Psychiatrie auch in der Schweiz zu finden sind und schon 1906 in New York und London dokumentierte systematische Suizidpräventionsprogramme eingeführt worden waren. Das Aufkommen anderer gefährlicher Krankheiten (zum Beispiel Tuberkulose) führte 1913 zu einer Revision von Art. 69 der Bundesverfassung: Der Begriff «gemeingefährliche Epidemien» wurde durch den Begriff «übertragbare oder starkverbreitete und bösartige Krankheiten» ersetzt. 1921 wurde das Epidemiengesetz den



Barbara Weil arbeitet seit 1992 bei der FMH und leitet die Abteilung Gesundheitsförderung und Prävention der FMH, die Fachgruppe Mental Health von Public Health Schweiz, ist seit der Gründung im Dachverband Ipsilon und der Expertengruppe des Netzwerks Psychische Gesundheit aktiv.

neuen Verhältnissen angepasst: Die Kinderlähmung wurde einbezogen. Gleichzeitig wurde das erste Bundesgesetz zu den Betäubungsmitteln verabschiedet.

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist durch die technischen Fortschritte, die wirtschaftliche Entwicklung in der westlichen Welt geprägt. Die vermehrte Anwendung ionisierender Strahlen und radioaktiver Stoffe in Medizin, Forschung und Industrie (Röntgendiagnostik, Leuchtfarben in der Uhrenindustrie etc.) führten das Gesundheitsamt dazu, 1957 die Verfassungsgrundlage für den Schutz gegen ionisierende Strahlung zu schaffen. Dies alles geschieht, während 1948 in Wien die Suizidprophylaxe-Agentur und 1956 in Berlin der Suizidprophylaxe-Service eröffnet werden. Während sich diese Aktivitäten hauptsächlich auf die lokale Ebene konzentrierten, breitete sich diejenige in London, 1953 von den *Samaritans* gegründete Initiative

Nationale Strategie Psychische Gesundheit

bald auf verschiedenste weitere Länder aus nach demselben Prinzip des *Befriending* (der Freiwilligenhilfe): Bekanntes Schweizer Beispiel ist die Dargebotene Hand (Telefon 143).

«Stop Aids»

1985 veränderte das HI-Virus die Präventionsarbeit gewaltig. Verhältnisprävention nützte da wenig, Verhaltensprävention umso mehr. Wir alle können uns an die immer wieder kritisierte, aber erfolgreiche Stop-Aids-Kampagne erinnern. Gleichzeitig wird die Schweiz mit dem Phänomen «Platzspitz» konfrontiert und löst dieses Problem mit einer europaweit zukunftsweisenden Drogenpolitik, die sich trotz den vielen Kontroversen letztlich durchsetzt. Seit den sechziger Jahren gab es immer wieder parlamentarische Vorstösse zu Prävention. Dennoch scheiterte 1983 ein erster Anlauf für ein umfassendes Präventionsgesetz am Widerstand der Kantone, ein zweiter Anlauf bekanntermassen 2013. In anderen Ländern wurde bereits in den sechziger Jahren Suizid als Public-Health-Problem erkannt. Zudem haben nicht zuletzt auch die Folgekosten von Suizid die medizinische und soziale Fachwelt dazu gebracht, sich zu mobilisieren. 1984 verabschieden die europäischen Mitgliedstaaten der WHO eine Resolution mit 38 Zielen zu «Gesundheit für alle im Jahr 2000». Eines dieser Ziele war die Umkehr der steigenden Suizidrendenz.

1989 fordert die WHO alle Mitgliedstaaten auf, nationale Suizidpräventions-Programme zu erarbeiten. Die Schweiz reagiert hier noch nicht mit einer nationalen Strategie, doch setzen sich einige Experten 1990 mit der Verbindung Schweizer Ärzte (FMH) zusammen und entwickeln das nationale Fortbildungsprogramm «Krise und Suizid» für Grundversorger. 2003 entstand daraus, zusammen mit 20 weiteren Organisationen des Gesundheitswesens, medizinischen Fachgesellschaften, Selbsthilfe- und Betroffenengruppen, kirchlichen Organisationen, der Dachverband Ipsilon. 2002 publiziert die Schweizerische Gesellschaft für Prävention

und Gesundheitswesen (heute Public Health Schweiz) die Gesundheitsziele für die Schweiz. Ziel 6 beinhaltete die Verbesserung der psychischen Gesundheit sowie die Reduktion der Suizidrate bei Jugendlichen um 50 Prozent bis 2020 – ein hehres Ziel.

2005 wird anlässlich der Europäischen Ministeriellen WHO-Konferenz zu *Mental Health* der Rahmen für weitreichende Massnahmen vorgegeben und ein starkes politisches Engagement zur Bekämpfung psychischer Krankheiten gefordert, auch die Suizidproblematik wird angesprochen. Gleichzeitig erarbeitet die EU das «Grünbuch», welches die Entwicklung einer EU-Strategie für die Förderung der psychischen Gesundheit vorschlägt.

Rüge von der OECD

Im Parlament wird von Hans Widmer ein Postulat eingereicht: Der Bundesrat solle einen Bericht zur Situation der Suizidprävention in der Schweiz verfassen. Die Antwort des Bundesrates im Telegrammstil: Wir hätten zwar ein Problem (nämlich rund 1400 Suizidtote jährlich), aber keine gesetzliche Grundlage auf nationaler Ebene; aus diesem Grund könnten wir a) nichts tun (dazu liess das BAG gar ein 40-seitiges Rechtsgutachten erstellen) und b) sei das sowieso Sache der Kantone. Die Enttäuschung der Fachwelt war gross.

2006 rügte der OECD-Bericht in seinem Bericht zum Gesundheitssystem Schweiz und fügte in den Empfehlungen an: «Spezifische Beachtung sollte des Weiteren auch psychischen Gesundheitsproblemen geschenkt werden, auf die heute in der Schweiz bereits die höchste Krankheitslast entfällt. (...) Besondere Aufmerksamkeit sollte dabei der Suizidprävention zukommen, ferner auch der Prävention und der Behandlung von Depressionen und psychischen Störungen von Betagten.»

Seit 2006 hat sich einiges getan. Auf kantonaler Ebene steigt die Anzahl der Präventionsprogramme stetig an. 2007 widmet sich der Jahreskongress von Public Health Schweiz erstmals dem Thema psychische Gesundheit.

Viele Kantone entwickeln nach der Durchführung von Pilotprojekten kantonale Strategien zur psychischen Gesundheit und Konzepte zur Suizidprävention. Über psychische Krankheit wird in den Medien um mindestens 400 Prozent häufiger berichtet als noch in den neunziger Jahren, als wir ein müdes Lächeln der Redaktoren ernteten, wenn man einen Artikel platzieren wollte. Wir haben heute das «Aktionsbündnis Psychische Gesundheit Schweiz»; Public Health Schweiz ruft die «Fachgruppe Mental Health» als *Think Tank* ins Leben, und das neue «Netzwerk Psychische Gesundheit» (Träger: GDK, BAG, Seco, BSV) fördert die Vernetzung von Akteuren und Massnahmen im Bereich der psychischen Gesundheit. 2014 ist für das Thema psychische Gesundheit in der Schweiz ein intensives Jahr: Die Parlamentarische Gruppe Psychische Gesundheit wird im März 2014 gegründet und von einer breit abgestützten Resonanzgruppe fachlich begleitet. Public Health Schweiz und das Netzwerk psychische Gesundheit führen am 21./22. August gemeinsam den Kongress «Public Mental Health» in Olten durch. Im Rahmen der Strategie «Gesundheit 2020» wird das Projekt «Psychische Gesundheit» des Dialogs Nationale Gesundheitspolitik gestartet mit dem Ziel, die verschiedenen Aktivitäten in Gesundheitsförderung, Prävention und Früherkennung in diesem Thema zu stärken und die Koordination weiterzuentwickeln. Fachwelt wie NGO werden in den Erarbeitungsprozess konkret einbezogen.

Der lange Weg des Themas psychische Gesundheit in der Schweiz ist damit natürlich noch längst nicht beendet, unser aller Engagement ist weiterhin gefordert. Geduld bringt Rosen – aber zersch Chnöpf!

Barbara Weil

Links

Public-Health-Konferenz:

www.public-health.ch

Netzwerk Psychische Gesundheit:

www.ngp-rsp.ch

Dachverband Ipsilon: www.ipsilon.ch

Aktionsbündnis Psychische Gesundheit: www.aktionsbueundnis.ch

Frauenberatung gegen sexuelle Gewalt

Ein Nein ist kein Ja

Sexuelle Gewalt kommt auch in den besten Familien vor. Und noch immer gibt es Männer und Frauen, die glauben, sexuelle Gewalt habe primär mit Sexualität zu tun. Sie haben noch nicht verstanden, dass es den Tätern bei Gewalt, ob bei psychischer oder physischer, in erster Linie um Machtausübung geht. – Eine Bestandesaufnahme.

Eine kleine Dreizimmerwohnung mitten in Zürich. Eine Handvoll Frauen sitzt um den kleinen Küchentisch. Ein Blick auf den Kalender zeigt das Jahr 1981. Eine junge Frau erzählt, wie sie Opfer sexueller Gewalt wurde. Die anderen am Tisch hören aufmerksam zu. Sie haben Ähnliches erlebt.

Statt über das Erlebte zu schweigen, haben diese Frauen beschlossen, sich selbst und anderen zu helfen. An diesem Abend entscheiden sie sich dafür, ihre Zeit, ihre Erfahrung und ihr Wissen einzusetzen, um andere Frauen zu unterstützen und für Gerechtigkeit zu kämpfen. Es ist die eigentliche Geburtsstunde der «Frauenberatung sexuelle Gewalt», wie die kantonal anerkannte Opferhilfeberatungsstelle in der Stadt Zürich heute heisst.

Aus der kleinen Selbsthilfegruppe wurde rasch eine Informations- und Anlaufstelle für von sexueller Gewalt betroffene Frauen, das Nottelefon für vergewaltigte Frauen. Damals wurde primär zwischen Vergewaltigung und sexueller Ausbeutung in der Kindheit unterschieden. Sexuelle Ausbeutung in Abhängigkeitsverhältnissen, Schändung, Stalking etc. wurden erst in den folgenden zwei Jahrzehnten thematisiert. Die Enttabuisierung von sexueller Gewalt gegen Frauen in der Öffentlichkeit ist ein Hauptziel der Gründerinnen. Sie arbeiteten zuerst ehrenamtlich zweimal zwei Stunden pro Woche am Telefon. Sie gingen gemeinsam mit ihren Klientinnen an Demonstrationen und waren und sind politisch aktiv.

Fast zeitgleich wie das «Nottelefon für vergewaltigte Frauen» entstanden in Zürich weitere Projekte wie das erste Frauenhaus in der Schweiz, der Elternnotruf und das Schlupfhuus. Es

folgten die Beratungsstelle Castagna und das Frauennottelefon in Winterthur. Wohl kein Zufall, denn es war eine Zeit, in der sich viele Menschen für ihre Weltanschauung einsetzten und gerade Frauen ihre Rechte einforderten. In der Stadt Zürich stiessen die Frauen des Nottelefons mit ihrer Idee bei der Sozialvorsteherin Emilie Lieberherr auf offene Ohren. Auch mit Hilfe der Subventionen der Stadt Zürich konnte 1987 die erste bezahlte Stelle eingerichtet werden.

In den achtziger und neunziger Jahren war Zürichs «neue» Frauenbewegung stark. Endlich vorbei sollten die Zeiten sein, in denen frau hinnehmen musste, dass auf Gesetzesseite die Männer das Sagen hatten und Vergewaltigung in der Ehe als Kavaliersdelikt galt. Frauen sollten sich im privaten und öffentlichen Raum frei bewegen können, ohne Angst, ange macht, belästigt oder begripscht zu werden. Sie sollten so leben, wie es für Männer eine Selbstverständlichkeit war.

Opferhilfegesetz

1993 trat das Opferhilfegesetz in Kraft. Die Zeitschrift «Der Beobachter» lancierte in den achtziger Jahren die Initiative für ein Opferentschädigungsgesetz. 1984 stimmten 84 Prozent dem neuen Verfassungsartikel zu. Am 1. Januar 1993 trat schliesslich das Bundesgesetz über die Hilfe an Opfer von Straftaten (Opferhilfegesetz, OHG) in Kraft. Dieses Gesetz entspricht einem grossen Bedürfnis, wie die bisherigen Erfahrungen zeigen. Es hilft den Opfern, die Folgen der Gewalttaten besser zu bewältigen, stärkt ihre Stellung im Strafverfahren und ermöglicht ihnen unter gewissen Bedingungen finanzielle Unterstützung. Fortan waren die Kantone verpflichtet, Beratungsstellen zu finanzieren, die den Opfern von Gewalttaten medizinische, psychologische, soziale, juristische und finanzielle Hilfe anbieten. Das Nottelefon wurde zu einer von damals elf anerkannten Opferhilfeberatungsstellen des Kantons Zürich. In den darauf folgenden Jahren wurde die Beratungstätigkeit zuneh-



Bettina Steinbach, geboren 1958, dipl. Psychologin FH, Psychodramatherapeutin, CAS in sozialer Gerontologie, Gerontopsychotherapeutin, arbeitet seit 1993 in der Frauenberatung Sexuelle Gewalt (www.frauenberatung.ch).

mend professionalisiert. Zuvor war es durchaus üblich, mit Klientinnen per Du zu sein. Alle «sassen im gleichen Boot», und das professionelle Beziehungsverhältnis sowie das Machtgefälle zwischen Beraterin und Klientin waren zu Beginn kein Thema. Fortbildungen im Bereich Psychotraumatologie wurden von allen Beraterinnen belegt, fundiertere und vielseitige Kenntnisse über die beratende Arbeit mit gewaltbetroffenen Frauen etabliert. Das professionelle Bewusstsein wandelte sich, und die Beratungsstelle wurde und wird mehr und mehr zu einer spezialisierten Fach- und Beratungsstelle im psychosozialen Bereich.

Neben der psychologischen Beratung werden juristische und spezifische Fragen der Opferhilfe geklärt. Soziale Themen und die Gestaltung eines intakten Alltags gehören zum Beratungsauftrag.

Frauenberatung gegen sexuelle Gewalt

Weitere Meilensteine

Jede Klientin ist anders, jede Begegnung ist neu. Die jüngste Klientin der Beratungsstelle war 11 Jahre alt, und die älteste Frau, welche mit einem Rollator zur Beratung kam, zählte 89 Jahre. In Zürich wohnen 400 000 Menschen aus rund 170 Ländern. Dementsprechend kommen die Klientinnen der Frauenberatung aus den unterschiedlichsten Ländern, Kulturen und Lebenszusammenhängen.

Frauen, die Unterstützung auf der Frauenberatung suchen, haben meist Fürchterliches erlebt. Gewalt kennt keine Grenzen, was in der Beratungsarbeit immer wieder deutlich wird. Doch es ist tief beeindruckend, wie viele kraftvolle Ressourcen Klientinnen mobilisieren können, um auch nach einer schweren und absolut sinnlosen Gewalterfahrung wie die einer Vergewaltigung wieder Freude erleben zu können. Dazu braucht es manchmal viel Zeit.

Öffentlichkeitsarbeit ist ein zentraler Bestandteil der Beratungsstelle. Mit Weiterbildungen und spezifischen Projekten zu Themen wie Vergewaltigung unter Substanzen («Filmriss»), Frauen mit Behinderung, jungen Frauen («Lilli.ch») und Prävention im Alter (PiA), leisten die Mitarbeiterinnen einen wichtigen Beitrag, um Fachpersonen und Laien zu sensibilisieren und zu schulen.

2004 folgte ein weiterer Meilenstein für die Rechte der Frauen. Mit der Revision des Strafgesetzbuches 2004 trat endlich auch der Artikel in Kraft, mit dem sexuelle Nötigung und Vergewaltigung in der Ehe zu Offizialdelikten wurden. Seit den achtziger Jahren hatten engagierte Frauenverbände gefordert, dass eine Vergewaltigung in der Ehe endlich strafbar würde. Neu wurden auch einfache Körperverletzung, wiederholte Tötlichkeiten und Drohung in Ehe- oder Lebensgemeinschaften von Amts wegen verfolgt.

Das Gewaltschutzgesetz bietet Opfern häuslicher Gewalt seit 2007 mehr Schutz durch eine entsprechende Verfügung (Wegweisung, Kontakt-, Betretverbot), die vom Zwangsmassnahmenrichter um drei

Monate verlängert werden kann. Spezialisierte Beratungsstellen erhalten von der Polizei Meldungen und können unmittelbar mit Opfern beziehungsweise Tätern in Kontakt treten und Beratungen anbieten.

Drei Schritte vor, einen zurück

Bern, November 2013. Es ist ein kalter Nachmittag, als die Mitarbeiterinnen der Frauenberatung sexuelle Gewalt sich auf dem Bundesplatz unter die Menschen mischen. Die nationale Kundgebung ist gleichzeitig Auftakt zur nationalen Kampagne «16 Tage gegen Gewalt». Mehrere hundert Personen sind erschienen, um ein Zeichen gegen Gewalt an Frauen und Kindern zu setzen. Eine leise Enttäuschung macht sich breit, dass nicht mehr Menschen an diesem Samstag erscheinen. Ist es die Bestätigung der Ahnung, dass das Engagement in den letzten Jahren nachgelassen hat? Dass immer weniger einen Teil ihrer Freizeit aufwenden, um sich für etwas einzusetzen? Was hat das Engagement für ein gewaltfreies Frauenleben überhaupt gebracht?

Ein Fazit der letzten 30 Jahre könnte lauten: drei Schritte vor, einen zurück. Die Wahrnehmung sexualisierter Gewalt gestern und heute hat sich geändert. Viele junge Frauen kennen heute den Unterschied zwischen einem Flirt und sexueller Belästigung. Verschiedene Gesetzesartikel wurden verabschiedet, welche die Rechte der Frauen stärken. Heute verlangen das Arbeitsgesetz und das Gleichstellungsgesetz von Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern, dass sie präventive Massnahmen gegen sexuelle Belästigung ergreifen.

Inzwischen hat das Thema wieder an Aufmerksamkeit gewonnen. Zahlreiche Zeitungen und TV-Sender berichteten am 14. Februar 2013 über die weltweite Aktion «One Billion Rising», die ein Ende der Gewalt an Frauen fordert. Die schnelle Vernetzung und das ehrenamtliche Engagement der Menschen bilden die Stärke dieser internationalen Bewegung. Statements wie dieses sind nach wie vor nötig, denn sexuelle Gewalt findet nicht nur anderswo, sondern

auch hierzulande statt. Noch immer gibt es Männer und Frauen, die glauben, sexuelle Gewalt habe primär mit Sexualität zu tun. Sie haben noch nicht verstanden, dass es den Tätern bei Gewalt – ob psychischer oder physischer – in erster Linie um Machtausübung geht. Noch bestehen viele Vorurteile. Sexuelle Gewalt kommt tatsächlich auch in den besten Familien vor. Und das Nein einer Frau bedeutet auch im Jahr 2014 nicht Ja.

Im Duden wird «engagiert» wie folgt definiert: *«Entschieden für etwas Eintretend, ein starkes persönliches Interesse an etwas habend.»* Vor über 30 Jahren haben einige junge Frauen in einer kleinen Dreizimmerwohnung aus persönlichem Interesse beschlossen, für ein gewaltfreies Frauenleben einzutreten. Dass nach wie vor viele Frauen Opfer sexueller Gewalt werden ist für Beratungsstellen wie die Frauenberatung sexuelle Gewalt Arbeitsgarant und Fluch zugleich: Einerseits braucht es ihre Arbeit noch, andererseits wurde das Ziel eines gewaltfreien Lebens für Frauen (noch) nicht erreicht.

Es bleibt zu hoffen, dass sich weiterhin engagierte Frauen und Männer finden werden, die sich für dieses Ideal einsetzen. Noch stirbt in der Schweiz alle zwei Wochen eine Frau an den Folgen häuslicher Gewalt. Noch wird jede zweite Frau mindestens einmal bei der Arbeit sexuell belästigt. Noch endet nur ein Bruchteil aller Strafverfahren mit einer unbedingten Verurteilung. Es gibt noch viel zu tun, liebe LeserInnen – packen wir es an!

Bettina Steinbach

Soziale Räume durch gemeinsames Engagement

Samstags im Sari

«Also ich glaube, dass in der Zukunft die Moscheen eine grössere Rolle spielen als bis jetzt. Also nicht nur Beten, sondern die Moschee wird wirklich der Ort für alles sein!»¹ Mit dieser Zukunftsprognose nimmt ein Moscheebesucher vorweg, was sich heute bereits andeutet: Moscheen und Tempel sind nicht nur Orte, an denen Religion in Ritualen praktiziert wird. Sie sind in zunehmendem Masse soziale Räume, welche durch Aktivitäten und Engagement bestimmt werden.

An der Universität Luzern analysiert ein Forschungsprojekt Formen von Engagement in religiösen Vereinen und Organisationen von immigrierten Musliminnen und Muslimen sowie Hindus in der Schweiz und in Österreich.² Im Folgenden geht es darum, nach der ersten Hälfte der Projektlaufzeit einen Blick auf die Situation dieser Vereine und Organisationen zu werfen und erste Ergebnisse zu präsentieren. Unser Fokus richtet sich dabei auf Tempel und Moscheen, da dort Religion öffentlich gelebt und Engagement hervorgebracht wird.

Hindus in der Schweiz und in Österreich

Das religiöse Leben vieler Hindus³ findet nicht nur in Privaträumen, sondern zunehmend auch in öffentlich zugänglichen *Mandirs*, in Tempeln, statt. So kann man für beide Länder zeigen, dass sich hinduistische MigrantInnen seit den achtziger Jahren zunehmend organisieren. Sie mieten Wohnungen, Kellerlokale oder Fabrikhallen und installieren dort Schreine, in welchen die *Murtis*, die Götterstatuen, verehrt werden. Meist sind diese Tempel von

ausen nicht ersichtlich, der Innenraum ist im Kontrast dazu aber reich geschmückt und bunt bemalt. Die Menschen und besonders auch die Götter sollen sich darin wohlfühlen.

Dabei ist das religiöse Ritual ein zentraler Anreiz, den Tempel zu besuchen, da der Tempel die Beziehung zwischen Mensch und Gott vergegenwärtigt (Malinar 2009: 153). Er kann aber nicht losgelöst von den sozialen Aspekten betrachtet werden: Das Wiedersehen beim Besuch der *Puja* (Ritual zur Verehrung der Götter), das gemeinsame Singen der *Bhajans* (religiöse Lieder) und der Austausch von Informationen oder die Diskussion neuester Ereignisse in der Gemeinschaft beim anschliessenden *Prasad* (gemeinsames Essen der göttlichen Segensgaben nach der *Puja*) und nicht zuletzt das Sprechen der Muttersprache – das alles sind wichtige Gründe, wieso Hindus in der Schweiz und Österreich Tempel aufsuchen.

Anders als in muslimischen Gemeinschaften sind die Organisationsstrukturen der Tempel eher lose. Beispielsweise wird nicht jeder Tempel von einem Verein betrieben, sondern durchaus auch von einzelnen Familien und engagierten Einzelpersonen. Der Grad der Aktivitäten, die im und um den Tempel stattfinden, variiert sehr stark: So gibt es durchaus Tempel, in denen auch Sprach- oder Religionsunterricht für Kinder angeboten wird, die Regel ist das aber nicht. Und auch die Beteiligung an öffentlichen Veranstaltungen, wie beispielsweise interreligiösen Dialogen, ruht stark auf dem Engagement Einzelner (Baumann 2010).

Kommt dieses Engagement zustande, können Tempel in Europa zu Kristallisationspunkten sowohl religiöser als auch sozialer Aktivitäten werden und erfahren damit eine Bedeutungsveränderung gegenüber den religiösen Stätten im Ursprungsland. Im europäischen Kontext bietet der Tempel nämlich eine Möglichkeit, durch gemeinsames Engagement einen Raum zu etablieren, in dem nebst religiöser Tradition auch ein Stück Heimat gelebt und die eigene religiöse wie auch kulturelle Identität gepflegt werden kann (Baumann 2009: 166).



Katharina Limacher, geboren 1984, forscht seit 2012 an der Universität Luzern zu Engagement in hinduistischen Vereinen in der Schweiz und in Österreich. Sie schloss 2009 den Master in Soziologie und Religionswissenschaft an der Universität Luzern ab. Während des Masterstudiums verbrachte sie ein Jahr in Frankreich an der Université Paris X, Nanterre. Im Rahmen ihrer Arbeit war sie Gastdoktorandin am Institut für Rechtsphilosophie, Religions- und Kulturrecht der Universität Wien und an der Forschungsplattform «Religion and Transformation in Contemporary European Society».

Çay und Gebet: Moscheen in der Schweiz und in Österreich

Zunächst einmal ist eine Moschee immer ein Ort des Gebetes. So leitet sich der Begriff Moschee vom Arabischen *masjid* ab, was «Stätte der Niederwerfung» bedeutet. Da das Freitagsgebet (*salāt al-dschum'a*) von männlichen Muslimen in Gemeinschaft praktiziert werden muss, sind dafür geeignete Orte notwendig. Neben dem Gebet hat eine Moschee jedoch auch eine soziale Funktion. In muslimisch geprägten Ländern bilden Moscheen bisweilen ganze Komplexe mit angeschlossenen Einrichtungen wie Bibliotheken, Sportanlagen und Koranschulen (Kraft 2002: 54f.). Aber auch der Gebetsraum selbst wird als Ort des Austauschs und des

1 Die Zitate stammen aus den von uns geführten Interviews.

2 Sowohl in der Schweiz als auch in Österreich sind muslimische Gläubige zahlenmässig deutlich stärker vertreten als Hindus (Schweiz: 0,38% Hindus, 4,26% Muslime im Jahr 2000; Österreich: 0,045% Hindus, 4,21% Muslime im Jahr 2001).

3 Das Wort Hinduismus ist ursprünglich eine Fremdbezeichnung und wurde als Begriff erst relativ spät auch von Hindus zur Bezeichnung der eigenen religiösen Traditionen verwendet (Malinar 2009: 15ff.). Den einen Hinduismus gibt es aber nicht.

Soziale Räume durch gemeinsames Engagement



Veronika Lutz, geboren 1981 in Deutschland, forscht seit 2012 im Rahmen ihrer Doktorarbeit an der Universität Luzern zu Engagement in muslimischen Vereinen in der Schweiz und in Österreich. Sie studierte Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Religion an der Universität Bayreuth und erlangte 2010 ihren Masterabschluss an der Universität Hannover im Studiengang Religion im kulturellen Kontext. Sie verbrachte je ein Semester an der Uni Edinburgh und Luzern. Für ihre Arbeit war sie Gastdoktorandin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien und an der Forschungsplattform «Religion and Transformation in Contemporary European Society».

Verweilens genutzt (Beinhauer-Köhler & Leggewie 2009: 41).

Vor diesem Hintergrund ist es naheliegend, dass auch Moscheen in nichtmuslimischen Ländern, wie der Schweiz oder Österreich, bemüht sind, ein über das Gebet hinausgehendes Angebot bereitzustellen. Als wichtigste Aufgabe der Moscheen wird diesbezüglich die religiöse Erziehung der Kinder gesehen, welche häufig am Wochenende stattfindet. Weitere Angebote, die in den meisten Fällen von Ehrenamtlichen getragen werden, sind Jugend- und Frauentreffen, die Organisation der Pilgerfahrt (*hadji*), religiöse Unterweisung von Erwachsenen, gemeinsame Ausflüge, sportliche Akti-

vitäten wie Fussball- oder Boxvereine. Frauen sind zumeist separat von den Männern organisiert und haben ihr eigenes Programm. Neben den offiziellen Angeboten fungieren die Moscheen als Treffpunkte für alle Generationen und gerade auch für ältere Menschen, welche zum Beispiel dort ihre Nachmittage in Gemeinschaft verbringen.

Hinzu kommt, dass sich Moscheevereine häufig als Verbindungsglied zwischen staatlichen Institutionen und Zugewanderten wiederfinden. So zum Beispiel wenn Integrationsstellen über die Vereine und teilweise in deren Räumlichkeiten Kurse und Infoveranstaltungen anbieten oder zu Integrationsgesprächen einladen. Aufgrund des schlechten Images von Islam und muslimischen Gläubigen in der Schweiz und in Österreich wurden Initiativen gestartet, um in den Dialog mit der nichtmuslimischen Öffentlichkeit zu treten. Bekannt sind hier vor allem die landesweiten oder kantonalen Tage der offenen Moschee oder Moscheeführungen. Andere Aktivitäten sind Spendenaktionen zugunsten von Hilfswerken oder, wie aktuell zu sehen, Plakataktionen in Zürich.

Die Erwartungshaltung von unterschiedlichen Seiten an die Moscheevereine ist gross. Bedenkt man jedoch, dass sie vor allem von ehrenamtlicher Arbeit getragen werden, wird deutlich, dass der Bedarf grösser ist, als personell und finanziell geleistet werden kann. Nichtsdestoweniger können Moscheevereine als Orte fungieren, die es Menschen aus der Mehrheitsgesellschaft ermöglichen, mit MuslimInnen in Kontakt zu treten. Das freiwillige Engagement der Mitglieder ist dafür Voraussetzung.

Tempel und Moscheen als soziale Räume

Tempel und Moscheen haben für zugewanderte Gläubige eine wichtige soziale Bedeutung. Sie sind Orte des Austausches und der Vernetzung, in denen gleichzeitig ein Stück Heimat gewahrt und gepflegt werden kann. Die Grundlage hierfür bilden engagierte Gläubige, die auf freiwilliger Basis Zeit und Geld investieren. Gerade für Tempel ist die soziale Funktion ein As-

pekt, welcher durch die Migration zum eigentlichen Auftrag hinzugekommen ist. Für Moscheen hingegen wird die bereits bestehende soziale Rolle in der Migration noch verstärkt. Dies führt dazu, dass auch das Engagement an Bedeutung gewinnt.

Es sind die unterschiedlichen Funktionen der Orte in den Ursprungsländern, die aus unserer Sicht ein Grund dafür sind, dass Moscheen ein deutlich umfangreicheres Angebot bereitstellen als Tempel. Ein weiterer Grund ist, dass die Aufmerksamkeit und die Anforderungen gegenüber MuslimInnen von Seiten der politischen und medialen Öffentlichkeit viel grösser sind. Dies hat zum einen mit ihrer zahlenmässigen Grösse zu tun, zum anderen aber auch mit dem negativen Image, welches Islam und muslimischen Gläubigen anhaftet. Dadurch wird das Bedürfnis erzeugt, Repräsentanz aufzubauen und sich nach aussen hin zu öffnen. Gleichzeitig macht diese Entwicklung muslimische Institutionen zu einem Ansprechpartner in Fragen von interreligiösem Dialog und Integration von dem Hindu-Gemeinschaften bislang eher ausgenommen wurden. Ob sich die soziale Rolle der Tempel im gleichen Masse etablieren wird, wie dies bei Moscheen bereits der Fall ist, und sich die hier geschaffenen Strukturen festigen, bleibt abzuwarten.

Katharina Limacher, Veronika Lutz

Literatur

Baumann, M. (2009): Continuity and Change of Hindu Traditions in Diaspora. In: Journal of Religion in Europe. 2/2009. S. 149–179.

Baumann, M. (2010): Civic Social Capital and Hindu Tamil Priests and Temples in Switzerland. Finnish Journal of Ethnicity & Migration. Vol.5, Nr. 2. S. 7–15.

Beinhauer-Köhler, B.; Leggewie, C. (Hg.) (2009): Moscheen in Deutschland: Religiöse Heimat und gesellschaftliche Herausforderung. München: Beck'sche Reihe.

Kraft, S. (2002): Islamische Sakralarchitektur in Deutschland. Münster: Lit-Verlag.

Malinar, A. (2009): Hinduismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Sozialkapital

Freiwilliges Engagement in der Lokalpolitik wird seltener – was tun?

Unser Land benötigt eine grosse Zahl von MilizpolitikerInnen. Früher war ein Amt in einer Gemeinde mit Prestige verbunden, heute ist dies immer weniger der Fall. In den letzten Jahren ist es für viele Gemeinden deshalb zunehmend schwierig geworden, genügend gut qualifizierte KandidatInnen zu gewinnen. Was ist zu tun? Ein Studienbericht.

Die Schweiz hat eine sehr luxuriöse politische Feingliederung. Die 26 Kantone und vor allem die (heute noch) 2352 Gemeinden benötigen eine grosse Zahl an Personen, die sich für die zahlreichen politischen Ämter in Kommissionen, Exekutiven und Parlamenten zur Verfügung stellen. Nur dank ihnen kann die politische Selbstverwaltung überhaupt wahrgenommen werden.

Ausgestaltet sind diese Ämter, abgesehen von ein paar wenigen Ausnahmen, als Ehren- oder Nebenamt. Die Amtsinhaber sind – so heisst es hierzulande – MilizpolitikerInnen. Sie werden für ihre Arbeit nicht entlohnt, sondern erhalten eine kleine Entschädigung, Sitzungsgelder und Spesenpauschalen. Hochrechnungen auf Basis von Befragungen (vgl. Kasten) zeigen, dass die nebenamtlichen Mitglieder in den Gemeindeexekutiven pro Woche rund 8 Stunden aufbringen. Dabei gibt es grosse Unterschiede: In den kleinsten Gemeinden beträgt der durchschnittliche Aufwand gegen 6 Stunden, in den grösseren 15 bis 18 Stunden. Stark variiert auch die Entschädigung: in den kleinsten Gemeinden liegt der durchschnittliche «Stundenlohn» bei 15, in den grösseren bei 50 Franken.

Der grosse Vorteil dieser Organisationsform sind jedoch nicht die tieferen Kosten im Vergleich zu einer professionellen Ausgestaltung dieser Ämter, sondern vor allem das freiwillige Engagement für die Allgemeinheit, welches als Sozialkapital bezeichnet werden kann. Ganz abgesehen davon fällt aufgrund der Kleinheit vieler Schweizer Gemeinden – rund die Hälfte von ihnen haben weniger als 1200 Einwohner – zu wenig Arbeit an, um alle diese Ämter hauptberuflich auszugestalten, sodass die Amtsinhaber auf jeden Fall auf eine zusätzliche Haupterwerbstätigkeit angewiesen sind.

In den letzten Jahren ist es nun aber für

viele Gemeinden bedeutend schwieriger geworden, genügend und gut qualifizierte KandidatInnen für diese Ämter zu finden. Kann ein Gemeinderat nicht besetzt werden, so droht die Zwangsverwaltung durch den Kanton, oder die Gemeinde muss versuchen, durch Fusion mit einer Nachbargemeinde das Problem zu entschärfen, was übrigens gar nicht so selten gemacht wird.

Mit dem zunehmenden Problemdruck stellt sich natürlich die Frage, was zu tun ist, um das Interesse an einem politischen Engagement wieder zu steigern. Aufschluss darüber gibt der Einblick in die Art und Weise, wie die Exekutivmitglieder zu ihrem politischen Amt gekommen sind, die Motive, welche zur Amtsübernahme führten, und die Gründe, weshalb sie nach einer bestimmten Zeit wieder aus dem Amt scheiden.

Rekrutierung, Motive und Rücktrittsgründe

Nur ein kleiner Teil der von uns befragten Exekutivmitglieder hat sich aus eigenem Antrieb für das politische Amt engagiert. Deutlich häufiger führt der Weg ins Amt über einen gemeinsamen Entschluss mit der Lokalpartei, in der man aktiv ist oder die einen direkt anfragt. In den kleinen Gemeinden – in denen es keine Lokalparteien gibt – sind es Persönlichkeiten aus der Gemeinde und sehr häufig auch amtierende Exekutivmitglieder, welche mögliche KandidatInnen direkt ansprechen.

Die Motivation für eine Amtsübernahme war in erster Linie intrinsischer Natur. Nicht eine politische oder durch das Amt geförderte berufliche Karriere steht im Vordergrund, sondern die aktive Mitgestaltung der Gemeinde, die Vorstellung, eine Tätigkeit im Auftrag der Gemeinschaft auszuüben, oder das Verwirklichen von politischen Zielen. Gerade in den kleinsten Gemeinden, in denen der Milizcharakter dieser Ämter am ausgeprägtesten ist, hört man auch verhältnismässig häufiger, dass es als wichtig erachtet wird, sich uneigennützig für die Allgemeinheit zu engagieren. Auch wenn man sich auf der Suche nach den «wahren» Motiven nicht allzu stark auf Befragungsergebnisse abstützen sollte, so kann kaum davon ausgegangen werden, dass das den PolitikerInnen häufig unterstellte Streben



Andreas Ladner ist Professor für Schweizerische Verwaltung und institutionelle Politik am Idheap, Institut für öffentliche Verwaltung, an der Universität Lausanne. Er studierte an der Uni Zürich Soziologie, Volkswirtschaft und Publizistik und promovierte mit einer Arbeit über die Schweizer Gemeinden. Für seine Habilitationsschrift über den Wandel von Parteiensystemen erhielt er die Venia Docendi für Politikwissenschaft an der Uni Bern. Von 2003 bis 2006 war er Assistenzprofessor am Kompetenzzentrum für Public Management an der Uni Bern. Er leitete verschiedene Forschungsprojekte des Schweizerischen Nationalfonds im Themenbereich der Kommunal- und Parteienforschung.
www.andreasladner.ch

nach Macht die wichtigste Triebfeder ihres Engagements ist.

MilizpolitikerInnen bleiben auch nicht auf ihren Sesseln sitzen. Diejenigen nebenamtlichen Amtsträger, welche mit Sicherheit ein Ausscheiden aus dem Amt ins Auge fassen, blicken im Durchschnitt auf eine Amtstätigkeit von 9 bis 10 Jahren zurück, was darauf hindeutet, dass ein durchschnittliches Engagement drei Legislaturen umfasst. Bei mehr als einem Drittel der Rücktrittswilligen scheint jedoch das Ausscheiden aus dem Amt auf das Ende der zweiten Legislatur zu fallen. Zusammen mit dem grossen Anteil an Neumitgliedern in unserem Sam-

Sozialkapital

ple (rund 40 Prozent) bestärkt dies die Vorstellung, dass ein Amt in einem Gemeinderat – wenn es sich nicht um eine prestigeträchtige und teilweise sehr gut entschädigte Position in einer grossen Gemeinde oder Stadt handelt – keine mit allen Kräften angestrebte Position ist, die man um keinen Preis mehr hergeben will. Das Engagement basiert auf einem gesellschaftlichen Verantwortungsgefühl, und man ist froh, das Amt wieder abgeben zu können.

Rücktritte aus dem Amt erfolgen selten, weil man seine Ziele nicht erreichen konnte oder weil man generell von der Lokalpolitik enttäuscht ist. Am häufigsten geäussert wird, dass man Platz für frische Kräfte machen will, was angesichts der mehrheitlich nicht allzu langen Amtszeit eher etwas überrascht, sich aber auch als einfache und passable Begründung anbietet. In einem Drittel der Fälle sind es berufliche und nahezu in jedem zweiten Fall private Gründe, die zu einem Rücktritt führen. Dies unterstreicht den beachtlichen Aufwand, der vor allem in der Freizeit für ein solches Amt erbracht werden muss, sowie die Tatsache, dass die Lokalpolitik neben dem Haupterwerb höchstens an zweiter Stelle steht.

Was tun?

Die Schweiz wird auch mittelfristig kaum aus 400 Gemeinden mit durchschnittlich 20'000 Einwohnern bestehen, in denen die Exekutivämter als gut entlohnte Vollämter ausgestattet werden können. Entsprechend kann man davon ausgehen, dass kurz- bis mittelfristig eine Abkehr vom Milizsystem in der Gemeindepolitik nicht möglich sein wird. Zudem wäre dies in Anbetracht der Vorteile, welche das Engagement einer grossen Zahl der BürgerInnen im Rahmen der kommunalen Selbstverwaltung bringt, auch nicht wünschbar. Entsprechend gilt es zu überlegen, wie man dem Mangel an geeigneten KandidatInnen entgegenzutreten kann.

Abgesehen davon, dass bestimmte Teile der Bevölkerung (Junge, Frauen, Rentner, ausländische Staatsangehörige) in den lokalen Exekutiven stark untervertreten sind, stellt sich generell die Frage, ob die Rekrutierungsanstrengungen nicht ausgedehnt werden könnten. An-

gesichts der zunehmenden Schwäche traditioneller Rekrutierungsinstanzen wie Parteien in kleineren Gemeinden müsste von Seiten der Behörden noch gezielter versucht werden, untervertretene und neue Kreise anzusprechen. Gross ist die Gefahr, dass man beim direkten Ansprechen von möglichen KandidatInnen auf diejenigen Kreise beschränkt bleibt, in denen man sich bewegt.

Naheliegender ist weiter, dass versucht wird, die Ämter attraktiver zu machen. Früher war ein Amt in einer Gemeinde mit Prestige verbunden, heute ist dies kaum mehr der Fall. Wie wichtig und auch verdienstvoll ein solches Engagement ist, kann nicht genug betont werden. Zudem könnten die Tätigkeiten interessanter ausgestaltet werden. Häufig sind die Exekutivmitglieder mit operativen Aufgaben befasst, ihr Handlungs- und Gestaltungsspielraum ist relativ beschränkt. Entsprechend werden heute Modelle diskutiert, welche die Exekutivmitglieder von den «Alltagsgeschäften» entlasten und sie stärker auf die strategische Führung ausrichten wollen. Unsere Befragungsergebnisse deuten allerdings nicht darauf hin, dass die konkrete Ausgestaltung als wichtiger Hinderungsgrund für ein politisches Engagement betrachtet werden muss.

Verschiedentlich im Gespräch sind auch materiell ausgerichtete Anreize. Denkbar wäre etwa, dass das politische Engagement im Rahmen einer Exekutivtätigkeit als «Dienst an der Gemeinschaft» in neuen Lebens- und Arbeitszeitmodellen angerechnet wird oder in Form von «Diensttagen» vergütet oder kompensiert werden könnte. Entsprechende Anstrengungen bedürften allerdings eines gesellschaftlichen Umdenkens und sind auch organisatorisch mit Herausforde-

rungen verbunden. Naheliegender ist da eine bessere Entschädigung für die geleistete Arbeit, auch wenn dies auf den ersten Blick mit dem Milizgedanken zu kollidieren scheint. Bereits heute sind – zumindest in den mittelgrossen und grossen Gemeinden – die Stundenansätze nicht unerheblich. In vielen Gemeinden wurden sie in den letzten Jahren erhöht, ohne dass sich dadurch die Situation wirklich entschärft hätte. Mit mehr Geld allein lässt sich das Problem also auch nicht lösen.

Realistisch gesehen wird wohl kaum eine einzige Massnahme die Rekrutierungsschwierigkeiten für alle Gemeinden beheben können. Auch drängt sich eine Differenzierung nach Gemeindegrösse auf. In den grossen Gemeinden und Städten ist der Problemdruck sowie so nicht besonders gross, hier sind die Ämter attraktiv genug. In den kleinsten Gemeinden ist der Aufwand gering und die Entlohnung sehr bescheiden, sodass mit einer angemessenen Entschädigung noch mehr erreicht werden könnte. Ab einer bestimmten Grösse könnte hingegen ein milizmässiges Teilamt eingeführt werden. Definiert und entschädigt als 20- oder 30-Prozent-Anstellung wäre dies – nicht zuletzt auch für Jugendliche und Frauen – ein klarer definiertes Engagement, welches sich in die gesamte Lebensgestaltung integrieren liesse oder neben einer etwas reduzierten Hauptbeschäftigung Platz hätte. Bezahlt werden diese Ämter sowieso, sodass die Kosten für die Gemeinde gar nicht allzu stark ansteigen würden, der Aufwand wäre aber vor allem klarer umgrenzt. Das Wertvolle an der Milizarbeit ist ja nicht, dass diese gratis geleistet wird, sondern dass die Milizionäre noch ein anderes Standbein im Leben haben.

Andreas Ladner

Die hier präsentierten **Zahlen über das Engagement der MilizpolitikerInnen** in den Gemeinden basieren auf einer in den Jahren 2008/09 erstmals durchgeführten Befragung sämtlicher Mitglieder der Schweizer Gemeindeexekutiven, an der sich mehr als die Hälfte der rund 15'000 Amtsträger beteiligten. Erste Erkenntnisse aus der Untersuchung wurden auch in Buchform publiziert: Hans Geser, Urs Meuli, Andreas Ladner, Reto Steiner und Katia Horber-Papazian (2011): Die Exekutivmitglieder in den Schweizer Gemeinden. Ergebnisse einer Befragung. Zürich/Chur: Rüegger Verlag.

Die Untersuchung wurde gefördert vom Schweizerischen Nationalfonds und am Soziologischen Institut der Universität Zürich in Zusammenarbeit mit dem Ideap der Universität Lausanne und dem KPM der Universität Bern durchgeführt.

Ein Stück Glück

Das Engagement hat natürlich viele Facetten. Den Anfang macht immer das spirituelle Engagement, also die geistige Vorstellung der wünschbaren, möglichen Realisation irgendeines Vorhabens. Dieses Vorhaben kann eine besondere Aktivität in der beruflichen Tätigkeit jedes Einzelnen sein. Jede berufliche Aufgabe, die man mit Freude anpackt, bringt Engagement mit ins Spiel. Damit will man Anerkennung und natürlich

Mein Vater war 45 Jahre lang Gemeindeganzlist in Savognin im Kan-



ton Graubünden. Er erlebte während seiner beruflichen Tätigkeit als Beamter bei der Gemeinde von 1943 bis 1988 einige Umwälzungen in diesem Dorf. Als Anfang der sechziger Jahre eine massive Abwanderung vor allem der Jugend aus Savognin in die Städte einsetzte, suchte er nach Wegen, um diesem Trend entgegenzusteuern. Der Tourismus war eine mögliche Option, und so kam er auf die Idee, den Piz Martegnas mit drei Anlagen (einer Sesselbahn und zwei Skiliften) für den Wintersport zu erschliessen. Mit seinem Beamtenlohn wäre dies

Engagement für die Dorfgemeinschaft

natürlich so niemals möglich gewesen. Auf die Hilfe der Gemeinde und anderer Institutionen konnte er kaum zählen, weil man vor einer solchen Investition und eines damals unbekannten Bedürfnisses nach Skisport nicht traute. Indem er nicht lockerliess, gelang es ihm, sich von der Herstellerfirma dieser Anlagen einen rückzahlbaren Kredit zu sichern, um die Anlagenteile zu bestellen. Im darauffolgenden Jahr wurden dann Investoren gefunden, und die Anlagen konnten unter Mitbeteiligung der Gemeinde gebaut werden.

Kaum hatte der Wintersport eingesetzt, wurde die Notwendigkeit einer modernen Hotelanlage neben den zwei alten bestehenden Hotels immer deutlicher. So entschloss sich mein Vater, spontan mit der Realisation eines solchen Projektes zu beginnen. Natürlich war ihm klar, dass er das ganze Vorhaben nicht alleine realisieren konnte. So klopfte er bei einem alten Schulfreund an, der bereits in der Fremde zwei Hotels betrieb. Dieser sagte mit finanziellem und geistigem Herzblut zu, und so konnte ein gelungenes Hotelprojekt seinen erfolgreichen Betrieb aufnehmen.

Das geistige Engagement meines Vaters wurde wieder zum Wohle des lokalen Tourismus geweckt, als einige Jahre später zwecks eines Bahnneubaus neue Parkplatzflächen



gebraucht wurden. Damit nicht eine künstliche Parkplatzfläche im Sommer die Dorfumgebung verunstalten würde, kam er auf die Idee, eine Doppelnutzungsanlage zu bauen. Diese Anlage dient im Winter als Parkplatz für die Skitouristen. Im Frühling wird der Platz jeweils gereinigt, und dann fliesst Wasser aus einer Überlaufquelle der Gemeinde und verwandelt den Platz in einen Badesee. Als mein Vater diese Idee dem Gemeindevorstand vorschlug, wurde er von gewissen Mitgliedern als kompletter Spinner bezeichnet, als reif für die Klapsmühle. Doch mein Vater liess sich nicht davon abbringen und gewann so schliesslich eine Mehrheit der Stimmen für dieses Projekt. Heutzutage würde kein Mensch in unserem Dorf diesen Badesee hergeben wollen. Diese Anlage hat den Sommertourismus in Savognin enorm bereichert.

Freude als Sinnstifterin

Etwas vom selbstlosen Engagement meines Vaters habe ich sicher auch geerbt, wenn auch nicht mit so risikoreichem Einsatz. Ich hatte das Glück, dass ich eine gute Stelle als Elektrotechniker bei den lokalen Bergbahnen fand und so nicht wegmusste, um meinen Beruf auszuüben. Wie das bei den Daheimgebliebenen fast üblich ist, diente ich zwölf Jahre in der Exekutive der Gemeinde. Nebenbei war ich etliche Jahre Präsident unseres Männerchores, was mit einigem freiwilligem Engagement verbunden war. Nebenbei war ich Mitinitiant eines Buches über unsere Dorfgeschichte, ein Engagement, das mir sehr gefallen hat, weil man einiges über die Lebenskultur der Dorfbewohner erfährt. Sehr viel mit Kultur hat auch mein Engagement für unser lokales Museum zu tun. Der Umbau dieses traditionellen Hauses in ein Museum hat viel arbeitsintensives Engagement verlangt. Seit nunmehr 23 Jahren leite ich diese Museumsstiftung und habe im Alleingang etwa 17 Jahresausstellungen zu lokalen Themen realisiert.

Wenn ich dann im Gästebuch die Kommentare der Besucher lese, finde ich den Sinn meines Engagements. Und dieser Sinn weckt wieder die Freude – und so hat sich das Engagement auf jeden Fall gelohnt.

Not Spinatsch

ipda

Institut für Psychodrama und Aktionsmethoden
Eine Abteilung von ODeF

Psychodramatische Aufstellungsarbeit

Lehrgang für Fachpersonen aus Beratung, Coaching und Therapie –
Aufstellungsarbeit mit Einzelpersonen, Paaren, Familien, Teams und Organisationen

Daten: Der Lehrgang besteht aus 4 zweitägigen Modulen und 2 Supervisionstagen /
Start am 14. / 15. November 2014

Leitung: Roswitha Riepl (Wien) und Roger Schaller (CH)

Info und Anmeldung: Institut für Psychodrama und Aktionsmethoden /
www.ipda.ch / info@ipda.ch / Telefon 032 344 24 97

Multimediale Kommunikation

Wo mache ich mit?

Es sind immer mehr, die das Web im Sinne ihrer politisch-gesellschaftlichen Interessen nutzen. Für die Einzelnen ist es wichtig, nicht im Strudel der Möglichkeiten zu versacken, sondern sich auf eine überschaubare Anzahl «Herzensthemen» zu konzentrieren.

Engagieren sollen sich andere – ich muss mich auf mich selber konzentrieren, auf meine Person, mein Leben, meine Geh- und Stossrichtung. Will heissen, ich habe genug zu tun, indem ich mich für mich selber engagieren muss. Oder finden Sie etwa nicht, dass man unglaublich viel Engagement an den Tag legen muss, um das Leben einigermaßen zu ertragen, ja um es überhaupt meistern zu können?

Sich morgens verschlafen auf allen Vieren aus dem Bett kämpfen, der mühsame, schier unüberwindliche Weg zur Toilette, kaum beide Augen öffnen können, der Ruf der warmen Bettdecke im Ohr. Dann der Morgenkaffee, der sich vor lauter Gähnen kaum schlucken lässt (von Genuss ganz zu schweigen), die quälenden Gedanken an einen weiteren Stresstag im Büro, die Unlust, die schier meterhohe Badewannenwand zu übersteigen, um nach der Dusche den Anschein zu machen, ein klein wenig frischer zu sein. Sich dann auch noch versehentlich mit kaltem Wasser abzduschen, bevor das Wasser wohlig warm wird, und dann, wenns endlich wohlig warm wird, schon wieder rauszumüssen. Dieses mühsame Eincremen, bei dem wieder mal ein anderes Glied knackt und zwickt. Und das alles, um dann einen hastigen Blick auf die Uhr zu werfen und zu merken, dass es schon viel zu spät ist und dass man den Turbogang einschalten muss, damit man nur eine Viertelstunde zu spät zur Arbeit kommt! Na wunderbar!

Und während dieser Erkenntnis steht man da, mit der fettigen Creme auf der feuchten Duschhaut, und muss schon zum ersten Mal mit den müden Augen rollen. Alles hetzt, friert, knirscht (etwa das vollkornige, zuckerfreie Hafer-Trockenmüesli zwi-

schen den Zähnen, wenn man denn überhaupt Zeit hat, sich selbiges zwischen die Zähne zu schieben) – und fordert unglaublich viel Engagement! Und so gehts weiter, den ganzen, langen Tag hindurch: auf dem Weg zur Arbeit, bei der Arbeit, mittags im Gedränge der hungrigen Mäuler. Und sowieso im Umgang mit schlecht gelaunten Mitarbeitern, selbstsüchtigen Chefs, unfähigen Bedienungen. Herzlose Mitmenschen! Pah!

Wenn ich nun «Engagement» weiterhin auf diese Art und Weise beschreibe – Sie ahnen es –, würde dieser Text die Zeitschrift sprengen. Sie würden wohl Nackenschmerzen bekommen vom vielen verständnislosen Kopfschütteln, würden sich bei der Redaktion über diesen missmutigen, elegischen, ja gramerfüllten Text beschweren. Eventuell würden Sie gar dafür sorgen, dass ich in eine geschlossene Anstalt eingewiesen würde.

Aber: Gehen Sie einfach mit mir einig, dass das Alltagsleben, so wie wir Nullachtfünfzehn-Bünzli-Schweizer es kennen, uns zu einsamen Kämpfen macht. Ich meine – das alles, dieser Alltagskampf, ist doch auch eine Art von «Engagement», oder etwa nicht? Vielleicht sollte man es «alltägliches Selbst-Engagement» nennen. Angenommen, man subtrahiert alles Schöne, Genussreiche, Wohlrichende, wohlig Warme von diesen ganzen, allseits bekannten Alltagssituationen, dann erhält man als Ergebnis doch eine gewisse Anstrengung. Und Anstrengung ist gemäss Duden ein anderes Wort für Engagement!

Grün wie die Hoffnung

Wenn wir nun diese grauenhafte Alltags-Schwarzmalerei von meiner Beschreibung des Begriffes Engagement subtrahieren, dann bleibt doch eigentlich ein Wort übrig, das die meisten Nullachtfünfzehn-Bünzli-Schweizer und auch viele andere Erdenbewohner mit einem positiven Gefühl in Verbindung bringen. Dem Wort eine in ihren Augen schöne Farbe zuschreiben. Meinetwegen Grün. Grün wie die Hoffnung. Welche na-



Olivia Spinatsch, geboren 1979 in Savognin, ist ausgebildete Schauspielerin, Sängerin und Journalistin, arbeitet in einer Werbeagentur in der Beratung für digitale Medien, nebenbei als freie Radiojournalistin und als professionelle Sprecherin. Dazu macht sie einen MAS in Multimedia Communications an der HTW Chur. Im Moment muss sie ihre Hobbys deswegen etwas zurückstecken, aber wenn dies nicht der Fall ist, mag sie Sport, Musik, Kochen, noch lieber Essen, sowie klassische und moderne Literatur. Und ihren 69er Ford Capri.

türlich wiederum eng mit jeder Art von Engagement verknüpft ist. Ich glaube, was klar ist: Das Wort Engagement trägt einige subjektive Mäntelchen. Und deren Farbton ist natürlich nimmer ausschliesslich Grün. Für die einen ist das Mäntelchen eindeutig pastellfarben. Oder vielleicht neonfarben. Auf jeden Fall eingefärbt von jedem einzelnen engagierten Wesen. Wer versteht darunter Aufopferung, wer Unterdrückung, Bemühung, Bereitschaft, Einsatz, wer Sklaverei – oder doch Freundschaft, Dienstleistung, Kampf, Begeisterung, Hingabe, Knechtschaft, oder wer versteht darunter einfach Liebe? Sogar die Aussprache des Wortes «Engagement» ist – da in mehreren Sprachen gebräuchlich – persönlich gefärbt.

Wikipedia lehrt uns, dass grundsätzlich zwischen sechs Arten von Engagement unterschieden wird:

- Soziales Engagement, sprich freiwilliges und ehrenamtliches soziales Handeln.
- Intensiver persönlicher Einsatz für eine Sache, ähnlich auch Anstrengung.
- Die vertragliche Verpflichtung eines Künstlers, besonders am Theater.
- In der Finanzwelt das Exposure.
- Engagement, ein Begriff aus dem Online-Marketing.
- Ein bei Mitarbeiterbefragungen verwendeter Begriff als Teil der Erhebung der Mitarbeiterzufriedenheit.

Wenn man Engagement als eine Art Motivation versteht, bezieht es sich wohl auf jede menschliche, wahrscheinlich auch pflanzliche und tierische Handlung, ob die nun bewusst oder unbewusst ausgeführt wird. Jeder Handlung geht ein Gedanke voraus. Und dazwischen könnte das Engagement stehen. Womit wir das Thema auch aus einer ... na, sagen wir mal, philosophischen Art und Weise beleuchtet hätten.

Warum ich das alles schreibe? Natürlich, weil ich meine ganz persönliche Sicht der Dinge punkto Engagement beleuchten möchte. Vielleicht einfach so, für mich.

Petitionen, Blogs, Beschwerden

Für mich als – Praktikantin und Quereinsteigerin in der Online-Beratung einer Kreativagentur, die sich auf Werbung für Nonprofitorganisationen spezialisiert hat, als Studentin der Multimedialen Kommunikation und als eifrige Userin auf diversen Social-Media-Plattformen – formt sich das Wort Engagement jedenfalls gerade zu etwas Neuem, bis dato eigentlich Unerfahrenem. Oder sagen wir, unerfahren bis zum Zeitpunkt des kometenhaften Aufstiegs sozialer Medien. Und was ich meine, ist nicht etwa jenes Engagement, welches als Begriff im Online-Marketing gebräuchlich ist und mit welchem man unter anderem das Engagement eines Users auf einer Website oder einer Social-Media-Plattform messen kann.

Nein, dieses Engagement, welches ich anspreche, ist das Engagement, mit welchem man im Internet versucht, gegen jeden erdenklichen Missstand anzugehen. Haufenweise Petitionen, streitbare Meinungsäußerungen, «Aufklärungsarbeit», Mails an Politiker und Institutionen, Beschwerden bei Firmen, Veröffentlichung von deren Reaktionen findet man da. Und weiter Liken, Sharen, Kommentieren, Posten, Twittern von für wichtig erachteten Informationen. Immer in der Hoffnung, dass eine oder andere werde «eine Welle machen», vom Mainstream aufgenommen – um diese Ungerechtigkeit dann aufzudecken, ihr einen Namen zu geben, sie über etliche elektronische Landesgrenzen hinweg als abscheulich zu betiteln. Immer weiter in Richtung der an so unendlich vielen Ecken nötigen Weltverbesserung. Eigentlich eine wirklich schöne Art von Engagement.

Aber: Die *Möglichkeit*, an schier allem, was bewegt, Anteil zu nehmen und sich zu engagieren, hegt auch das Gefühl, das zu sollen und zu müssen. Jedenfalls dann, wenn man es ernst meint mit der Kritik, der Wut, der Betroffenheit. Ist mir gerade aktuell so ergangen, als heute bekannt wurde, dass die japanische Regierung trotz der massiven Ablehnung in der Bevölkerung, trotz Fukushima und trotz dem vorgängigen Entscheid zum Ausstieg Japans aus der Atomkraft den Wiedereinstieg in genau diese beschlossen hat. Ja, okay! Vielleicht gibt es keine Alternativen (wers glaubt!), und natürlich sollte man immer beide Seiten anschauen. Aber wie kann man drei Jahre nach einer Katastrophe wie Fukushima das Risiko eingehen, dass sich etwas derartiges wiederholt? Und das, obwohl das Land noch überhaupt nichts davon verdaut hat?

Ich stehe der atomaren Energiegewinnung sehr kritisch gegenüber, und mich hat das empört. Ich habe drüber gebloggt, habe Petitionen gezeichnet, jede Meldung geshared und kommentiert, habe gar einen EU-Parlaments-Abgeordneten kon-

Multimediale Kommunikation

taktiert und ihn gefragt, wie die EU diesem Entscheid gegenüberstehe.

Engagement – aber bitte sinnvoll

Trotzdem sind gewissen Fragen omnipräsent: Wo mache ich mit? Was versuche ich zu ignorieren? Wo fange ich an, und wo höre ich auf? Ich wusele mich so durch im Rahmen dessen, was ich halt schaffe – immer mit dem Gefühl, dass ich zu wenig mache angesichts der vielen Möglichkeiten, die das Netz doch bietet! Gefühle der Ohnmacht und Unzulänglichkeit ergeben sich so zwangsläufig. Wenn man nicht aufpasst, schleicht sich auch Ärger über jene ein, die das Web nur zum Einkaufen nutzen, um nette Katzenbildchen und allerlei Witziges auszutauschen. Verdammt, merken sie denn nicht, was um sie herum passiert? Leicht wird man so zum Misanthropen, was letztlich die Wurzeln jeglichen Engagements unbemerkt verfaulen lässt. Dennoch gibt es immer mehr Menschen, die das Web im Sinne ihrer politisch-gesellschaftlichen Interessen nutzen. Vergleichen müsste man nämlich immer mit den Möglichkeiten, die uns vor den Zeiten des Internets zur Verfügung standen: Leserbriefe schreiben, mühsames Produzieren und Verteilen von Flugblättern, endlose Meetings im physischen Raum, um überhaupt eine Aktiven-Gruppe zu versammeln – dahin will wohl kaum jemand zurück! Für uns als Individuen ist es wichtig, nicht im Strudel der Möglichkeiten zu versacken, sondern uns auf eine überschaubare Anzahl «Herzensthemen» zu konzentrieren.

Eine solche Art von Engagement würde wohl auch manche Schwarzmaler, Nörgler und Miesepeter, für die Engagement vor allem bedeutet, meterhohe Badewannenwände zu überwinden und selbstsüchtige Chefs ausser Gefecht zu setzen, glücklich machen.

Olivia Spinatsch

Klinisch-forensische GutachterInnen in Strafverfahren

Kritische Bemerkungen zu einem «regressiven» Grundsatzurteil des Bundesgerichts

Gemäss einem kürzlich erfolgten Bundesgerichtsentscheid dürfen mutmassliche StraftäterInnen nur von FachärztInnen in Psychiatrie und Psychotherapie gerichtlich begutachtet werden. Bei Personen mit psychologischer Ausbildung ist nach Ansicht des Bundesgerichts nicht sichergestellt, dass das nötige Fachwissen vorhanden sei. Dabei haben sich PsychologInnen mit rechtspsychologischer Zusatzausbildung über viele Jahre als fähige GutachterInnen bewährt.

Der Fall und der Entscheid

Das Bundesgericht hat sich unlängst in einem Leiturteil zur Frage geäussert, welche Personen die Strafgerichte beizuziehen haben, um Gutachten über die Schuldfähigkeit eines Täters oder über mögliche therapeutische Massnahmen erstellen zu lassen.¹ Das Strafgesetzbuch und die Strafprozessordnung sprechen in diesem Zusammenhang von Sachverständigen. Nach Art. 20 StGB wird die sachverständige Begutachtung durch einen Sachverständigen angeordnet, wenn ernsthafte Zweifel an der Schuldfähigkeit des Täters bestehen. Art. 56 Abs. 3 StGB bestimmt, dass das Gericht beim Entscheid über die Anordnung einer Massnahme nach den Artikeln 59–61, 63 und 64 StGB sowie bei der Änderung der Sanktion nach Artikel 65 StGB eine sachverständige Begutachtung beizieht. Art. 182 StPO sieht vor, dass Staatsanwaltschaft und Gericht eine oder mehrere sachverständige Personen beiziehen, wenn sie nicht über die besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten verfügen, die zur Feststellung oder Beurteilung eines Sachverhalts erforderlich sind. Die sachverständige Person muss auf dem betreffenden Fachgebiet die erforderlichen besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten besitzen (Art. 183 Abs. 1 StPO). Zur Beurteilung stand ein Fall, in welchem der Beschuldigte das Bundesgericht angerufen hatte, weil die Vorinstanz nach seiner Darstel-

lung ein nicht den gesetzlichen Vorgaben entsprechendes Gutachten eingeholt hatte. Das Kantonsgericht des Kantons St.Gallen hatte als Gutachterin eine nichtärztliche Psychologin und Psychotherapeutin beigezogen, welche über eine klinisch-psychologische und rechtspsychologische Grundausbildung sowie die Weiterbildungstitel «Fachpsychologin für Psychotherapie FSP» und «Fachpsychologin für Rechtspsychologie FSP» verfügt. Zudem hatte sie im Bereich der klinischen Psychologie promoviert.

Das Bundesgericht hiess die Beschwerde gut. Es vertrat die Ansicht, dass das Gutachten durch eine ärztliche Fachperson mit einer Ausbildung in Psychiatrie und Psychotherapie hätte erstellt werden sollen. Zur Begründung führte es u.a. Folgendes aus:²

«Bezüglich der Diagnosestellung ist der Fachliteratur zu entnehmen, dass bei Verdacht einer endogenen (von unbekannter Ursache) oder exogenen (körperlich begründeten) Psychose die Fachkompetenz des psychiatrischen Sachverständigen unzweifelhaft ist. Für alle übrigen Störungen und Erkrankungen, insbesondere für die Persönlichkeitsstörungen, intellektuellen Defizite, psychoorganischen Syndrome, affektiven Bewusstseins- und Wahrnehmungseingengungen usw. ist sowohl der klinisch-forensische Psychologe als auch der Psychiater sachkompetent. Hat eine krankhafte seelische Störung eine körperliche Ursache, ist für die Beurteilung dieser Zustände ein medizinischer Sachverständiger beizuziehen. Für die nichtärztlichen Sachverständigen bleiben die nicht krankhaften Bewusstseinsstörungen, die im Wesentlichen als hochgradig affektive Erregung zu definieren sind, und die sogenannte schwere andere seelische Abartigkeit, mit der Persönlichkeitsstörungen, Neurosen oder sexuelle Deviationen erfasst werden sollen.

² Die Literaturverweise werden in diesem Beitrag ausgeklammert. Die Zitate werden teilweise in anderer Reihenfolge wiedergegeben.



Sowohl die Gesetzesmaterialien als auch die bisherige bundesgerichtliche Rechtsprechung und die Lehrmeinungen tendieren dazu, dass eine «sachverständige Person» im Sinne von Art. 20 und 56 Abs. 3 StGB *in aller Regel* ein Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie sein muss. Es sind keine Gründe ersichtlich, weshalb von dieser Auffassung abgewichen werden sollte. Hierfür sprechen auch Sinn und Zweck der Bestimmungen, da der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie kompetent ist, allfällige körperliche oder organische Ursachen zu diagnostizieren oder auszuschliessen. Während die Aus- und Weiterbildung der Psychiater einen gewissen Qualitätsstandard gewährleistet, *müsste bei nichtärztlichen Sachverständigen stets überprüft werden, ob sie im konkreten Fall die Anforderungen an die Sachkunde erfüllen*. Angesichts der erheblichen praktischen Bedeutung der Gutachten im Sinne von Art. 20 und 56 Abs. 3 StGB ist an der bisherigen Praxis festzuhalten und als sachverständige Person in aller Regel nur ein Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie zuzulassen. Ausnahmen sind schwer vorstellbar.»³

Kritik: Die völlige Vernachlässigung des PsyG

Die Frage, welche fachspezifischen Qualifikationen die GutachterInnen

¹ Bundesgerichtsentscheid 6B.459_2013 vom 13. Februar 2014.

³ Hervorhebungen hinzugefügt.

Klinisch-forensische GutachterInnen in Strafverfahren

in Strafverfahren erfüllen müssen, ist nicht neu. Das Bundesgericht hatte sich damit bereits in einem früheren Entscheid befasst, in welchem die Berufsverbände SBAP, FSP und SGRP die Verordnung des Kantons Zürich über psychiatrische und psychologische Gutachten in Straf- und Zivilverfahren angefochten hatten.⁴

Die Verbände hatten sich dagegen zur Wehr gesetzt, dass gemäss dieser Verordnung nur Fachärzte in Psychiatrie und Psychotherapie berechtigt sind, Gutachten bei komplexen Fragestellungen und Risiken zu erstellen. Unter diese Exklusivität fallen Gutachten bei schweren Gewalt- und Sexualstraftaten, bei der Anordnung oder Überprüfung einer Verwahrung oder stationären Massnahme im Sinne der Art. 64 und 59 Abs. 3 StGB und bei Anzeichen für eine besondere oder erhöhte Gemeingefährlichkeit der zu begutachtenden Person. Die Beschwerde der Verbände wurde abgewiesen.

Das Bundesgericht begründete seinen Entscheid, den es vor dem Inkrafttreten des PsyG fällte, unter anderem wie folgt:

«Wie dargelegt gehen die einschlägigen Gesetzgebungsmaterialien und auch die Lehre davon aus, dass die fraglichen Begutachtungen grundsätzlich oder in der Regel durch Psychiater vorzunehmen seien. Dahinter steht die Überlegung, dass die zu beurteilenden Sachverhalte mit dem psychischen Gesundheitszustand der betreffenden Personen zusammenhängen und dass es in erster Linie die Aufgabe ausgebildeter Ärzte ist, diesen zu beurteilen. Bereichsübergreifend ist zudem festzustellen, dass nach dem Krankenversicherungsrecht die Behandlung durch ärztlich ausgebildete Psychiater grundsätzlich übernommen wird, diejenige durch nichtärztliche Psychologen oder Psychotherapeuten hingegen nur nach ärztlicher Delegation. *Dies wurde damit gerechtfertigt, dass über die Ausbildung der Psychotherapeuten noch*

keine genügende Klarheit bestehe. In der Tat gibt es bisher für die Tätigkeit von Psychotherapeuten unterschiedliche kantonale Anforderungen, die zwar aufgrund des Binnenmarktgesetzes grundsätzlich als gleichwertig gelten (BGE 135 II 12 E. 2 S. 16 ff.), von der Rechtsprechung aber doch thematisiert werden (vgl. BGE 128 I 92) und die Frage offen lassen, in welchem Umfang Psychotherapeuten zu gleichwertigen Behandlungen wie psychiatrische Fachärzte befähigt sind. Angesichts des Gestaltungsspielraums, den die zuständigen rechtsetzenden Organe haben, ist es nicht Sache der Gerichte, zu prüfen, ob eine gesetzliche Regelung «richtig» ist oder ob eine andere Regelung zweckmässiger wäre. Ebenso wenig ist die Frage im Lichte des vorgesehenen Bundesgesetzes vom 18. März 2011 über die Psychologieberufe zu prüfen, da dieses noch nicht in Kraft steht. Es wäre möglicherweise ebenfalls vertretbar, nichtärztliche Psychotherapeuten zu den streitigen Gutachten zuzulassen, wie dies offenbar in Deutschland der Fall ist.»⁵

Vergleicht man die beiden Bundesgerichtsentscheide, so wird man un schwer feststellen können, dass der neuste Bundesgerichtsentscheid für die nichtärztlichen PsychotherapeutInnen einen markanten Rückschritt bedeutet. Hatte das Bundesgericht im früheren Entscheid signalisiert, dass die Frage der Gleichwertigkeit der ärztlichen und der nichtärztlichen Psychotherapie nach dem Inkrafttreten des PsyG im Zusammenhang mit forensischen Gutachten neu geprüft werden müsse, so übergeht es diese Aufforderung im neusten Entscheid mit Stillschweigen und deutet sogar an, dass Ausnahmen von der Regel (qualifizierte Gutachten können nur durch ärztliche Fachpersonen erstellt werden) kaum denkbar sind. Das ist ein beunruhigender Befund. Der Entscheid steht in einem eklatanten Widerspruch zu den laufenden Verhandlungen über die Zulassung der nichtärztlichen Psychotherapie in der

Grundversicherung und zum Konsens, den die Psychiater und nicht-ärztlichen Psychotherapeuten bezüglich der Gleichwertigkeit erreicht haben («es gibt nur eine Psychotherapie»). Die Beschwichtigung am Schluss des besprochenen Entscheids ist ein schwacher Trost, der nicht sehr überzeugend wirkt:

«Angesichts der interdisziplinären Fragestellung ist es jedoch zulässig und erstrebenswert, dass psychiatrische Gutachter einzelne Fragen einem Psychologen (oder Psychotherapeuten) stellen oder diesen mit (testpsychologischen) Untersuchungen beauftragen. Dabei bleibt jedoch stets der Psychiater für die Gutachtenserstattung verantwortlich.»

Die Beschränkung des Einsatzes der nichtärztlichen Psychotherapeuten auf «einzelne Fragen» und auf die Testpsychologie ist realitätsfremd. Das Bundesgericht verkennet, dass nichtärztliche PsychotherapeutInnen in der Strafjustiz heute in einem wesentlich breiteren fachlichen Feld zum Einsatz gelangen. Das haben die Berufsverbände im früher entschiedenen Fall im Einzelnen belegt. Es befremdet, dass das Bundesgericht im St. Galler Fall die nichtärztlichen PsychotherapeutInnen gleichsam zu Hilfspersonen der Fachärzte degradiert. Damit zielt das Gericht – ohne Erhebung der tatsächlichen Verhältnisse – an der heutigen Praxis vorbei, welche sich dadurch auszeichnet, dass nichtärztliche PsychotherapeutInnen mit entsprechenden Zusatzausbildungen im Rahmen von forensischen Begutachtungen vielfach eigenständig tätig sind und eine hohe Verantwortung übernehmen.

Das Urteil wird in der amtlichen Sammlung veröffentlicht und hat daher die Bedeutung eines Leitescheids. Das Bundesgericht wird deshalb wohl bis auf Weiteres nicht von seiner harten Haltung abzubringen sein.

Beat Messerli, Rechtsanwalt LL.M.

⁴ Bundesgerichtsentscheid 2C.121_2011 vom 9. August 2011.

⁵ Hervorhebung hinzugefügt.

Experts cliniques et médico-légaux dans les procédures pénales

Remarques critiques sur une décision de principe « régressive » du Tribunal fédéral

Le cas et la décision

Le Tribunal fédéral s'est récemment exprimé dans un arrêt de principe sur la question de savoir à qui les tribunaux devaient faire appel pour des expertises sur la responsabilité pénale d'un coupable ou sur d'éventuelles mesures thérapeutiques¹. Dans ce contexte, le Code pénal et le Code de procédure pénale évoquent des experts. L'article 20 du Code pénal indique qu'une expertise est ordonnée s'il existe une raison sérieuse de douter de la responsabilité de l'auteur. L'article 56 al. 3 du Code pénal énonce que, pour ordonner une des mesures prévues aux art. 59 à 61, 63 et 64 ou en cas de changement de sanction au sens de l'art. 65, le tribunal se fonde sur une expertise. L'article 182 CPP prévoit que le ministère public et les tribunaux aient recours à un ou plusieurs experts lorsqu'ils ne disposent pas des connaissances et des capacités nécessaires pour constater ou juger un état de fait. L'expert doit posséder les connaissances et compétences nécessaires dans le domaine concerné (art. 183 al. 1 CPP).

Dans le cas jugé, le prévenu avait saisi le Tribunal fédéral car il estimait que l'instance précédente n'avait pas eu recours à une expertise correspondant aux prescriptions de la loi. Le Tribunal cantonal du canton de St-Gall avait fait appel à une experte psychologue et psychothérapeute non médecin, qui disposait d'une formation initiale en psychologie clinique et en psychologie légale ainsi que du titre de formation continue « Psychologue spécialiste en psychothérapie FSP » et « Psychologue spécialiste en psychologie légale FSP ». Elle avait en outre soutenu une thèse en psychologie clinique.

Le Tribunal fédéral a admis le recours. Il a estimé que l'expertise aurait dû être réalisée par un médecin spécialiste disposant d'une formation en psychiatrie et psychothérapie. Dans

son appréciation, le Tribunal a notamment invoqué les points suivants² :

« En ce qui concerne le diagnostic, la littérature spécialisée indique qu'en cas de soupçon d'une psychose endogène (de cause inconnue) ou exogène (physique), la compétence spécialisée d'un expert psychiatrique est indubitable. Pour tous les autres troubles et maladies, notamment pour les troubles de la personnalité, les déficiences intellectuelles, les syndromes psycho-organiques, les limites affectives de la conscience et de la perception etc., un psychologue clinique médico-légal et un psychiatre sont tous deux compétents. Si un trouble mental pathologique a une cause physique, il convient de faire appel à un expert médical pour l'évaluation de cet état. Les experts non médicaux peuvent se charger des troubles cognitifs non pathologiques, qui sont essentiellement définis comme une forte excitation affective, et des autres troubles mentaux lourds regroupant les troubles de la personnalité, les névroses ou les déviations sexuelles.

La législation, la jurisprudence existante du Tribunal fédéral ainsi que les avis de doctrine laissent entendre qu'un « expert » au sens des art. 20 et 56 al. 3 du Code pénal doit être *en règle générale* un médecin spécialiste en psychiatrie et psychothérapie. Aucune raison n'apparaît pour justifier une quelconque divergence par rapport à cette approche. Le sens et l'objet des dispositions vont également dans ce sens, car le médecin spécialiste en psychiatrie et psychothérapie est capable de diagnostiquer ou d'exclure d'éventuelles causes physiques ou organiques. Si la formation initiale et continue d'un psychiatre garantit un certain niveau de qualité, *il faut constamment vérifier chez les experts non médecins s'ils remplissent les exigences en matière de compétences dans le cas concret*. En ce qui concerne la signification pra-

2 Dans cette contribution, les renvois bibliographiques sont séparés. Les citations sont partiellement données dans un autre ordre.



tique décisive de l'expertise au sens des art. 20 et 56 al. 3 du Code pénal, il convient de se référer à la pratique existante et de n'admettre en règle générale qu'un médecin spécialiste en psychiatrie et psychothérapie comme expert. Des exceptions sont difficilement concevables³. »

Critique : abandon total de la LPsy

La question de savoir de quelles qualifications spécialisées un expert doit justifier dans le cadre d'une procédure pénale n'est pas nouvelle. Dans un précédent arrêt, le Tribunal fédéral s'en était déjà saisi et les associations professionnelles SBAP, FSP et SSPL avaient contesté l'ordonnance du canton de Zurich sur l'expertise psychiatrique et psychologique dans les procédures pénales et civiles⁴. Les associations s'étaient opposées à l'ordonnance selon laquelle seuls des médecins spécialistes en psychiatrie et psychothérapie sont autorisés à effectuer des expertises en cas d'interrogations et de risques complexes. Cette exclusivité regroupe les expertises en cas d'infractions graves contre l'intégrité physique ou sexuelle, en cas d'ordre ou de contrôle d'un internement ou de mesures stationnaires au sens des art. 64 et 59 al. 3 du Code pénal, et en cas de signes de dangerosité particulière ou accrue de la personne devant faire l'objet d'une expertise. Les associations ont été déboutées de leurs plaintes. Le Tribunal fédéral a justifié sa décision, qui est

1 Arrêt du Tribunal fédéral 6B.459_2013 du 13 février 2014.

3 Éléments clés marqués en italique.

4 Arrêt du Tribunal fédéral 2C.121_2011 du 9 août 2011.

Experts cliniques et médicolégaux dans les procédures pénales

intervenue avant l'entrée en vigueur de la LPsy, comme suit :

Comme exposé, la législation applicable et les doctrines partent du principe que les expertises sujettes à caution doivent être fondamentalement menées en règle générale par un psychiatre. Le raisonnement sous-jacent est que les faits à évaluer sont liés à l'état de santé psychique de la personne concernée et qu'il revient en premier lieu à un médecin formé de les évaluer. D'un point de vue interdisciplinaire, on constate en outre qu'en vertu du droit de l'assurance-maladie, la prise en charge par un psychiatre de formation médicale doit être assurée en premier lieu, tandis que la prise en charge par des psychologues ou psychothérapeutes non médecins ne doit être assurée qu'après renvoi par un médecin. *Ce point a été justifié par le fait que la formation des psychothérapeutes n'était pas suffisamment claire.* En effet, il existe jusqu'à maintenant différentes exigences cantonales pour l'activité des psychothérapeutes, qui sont certes équivalentes du fait de la Loi sur le marché intérieur (ATF 135 II 12 E. 2 S. 16 ss.), mais qui ont été évoquées dans la jurisprudence (cf. ATF 128 I 92) et qui laissent ouverte la question suivante : dans quelle mesure les psychothérapeutes sont-ils qualifiés pour des traitements équivalents à ceux des médecins psychiatres ? Quant à la marge de manœuvre des organes législatifs compétents, il ne revient pas aux tribunaux de vérifier si une disposition légale est « bonne » ou si une autre disposition serait plus indiquée. La question de la vérification à la lumière de la Loi fédérale prévue du 18 mars 2011 sur les professions relevant du domaine de la psychologie ne se pose pas non plus, car celle-ci n'est pas encore en vigueur. Il serait éventuellement aussi justifiable d'autoriser les psychothérapeutes non médecins dans les expertises litigieuses, comme c'est déjà manifestement le cas en Allemagne⁵.

Si l'on compare les deux arrêts du Tribunal fédéral, on constate rapidement que la décision la plus récente implique un recul marquant pour les psychothérapeutes non médecins. Si le Tribunal fédéral avait signalé dans sa première décision que la question de l'équivalence d'une psychothérapie médicale et non médicale dans le cadre d'une expertise médicolégale devait être à nouveau vérifiée après l'entrée en vigueur de la LPsy, il ne tient pas compte de cette demande dans sa décision plus récente et laisse même entendre que des exceptions à la règle (le fait que des expertises qualifiées ne puissent être réalisées que par des médecins spécialistes) sont à peine envisageables. Ce constat est inquiétant. L'arrêt contredit entièrement les négociations en cours sur l'autorisation de la psychothérapie non médicale dans l'assurance de base ainsi que le consensus que les psychiatres et les psychothérapeutes non médecins ont atteint en matière d'équivalence (« il n'existe qu'une seule psychothérapie »). L'apaisement exprimé à la fin de l'arrêt évoqué n'est qu'une maigre consolation, et peu convaincante :

« Du point de vue de la question interdisciplinaire, il est toutefois permis aux experts psychiatres – on les y encourage même – de poser des ques-

tions à un psychologue (ou psychothérapeute) ou de charger ces derniers de tests psychologiques. Le psychiatre reste toutefois toujours responsable de la réalisation de l'expertise. »

La limitation de l'intervention des psychothérapeutes à de simples « questions » et à des tests psychologiques est éloignée de la réalité. Le Tribunal fédéral oublie que les psychothérapeutes non médecins interviennent aujourd'hui dans un vaste champ spécialisé de la justice pénale. Les associations professionnelles l'ont déjà détaillé dans le premier cas. Il est déconcertant de voir que le Tribunal fédéral, dans le cas de St-Gall, retrograde les psychothérapeutes non médecins à l'équivalent d'assistants du médecin spécialiste. Sans enquêter sur la situation effective, le Tribunal passe ainsi à côté de la pratique actuelle, laquelle se distingue par le fait que les psychothérapeutes non médecins sont autonomes à de nombreux égards dans le cadre d'expertises médicolégales, du fait des formations complémentaires correspondantes. Ils assument une responsabilité importante. L'arrêt est publié au Recueil officiel et a donc le poids d'un arrêt de principe. Jusqu'à nouvel ordre, il sera donc difficile d'éloigner le Tribunal fédéral de sa position stricte.

Beat Messerli



Institut für
Schematherapie
Ostschweiz



Intensivkurs Schematherapie
7.–11. September 2014

Der Kompaktkurs I (32 UE) umfasst den Stoff der Schematherapie-Basisworkshops 1–3 (Einführung, Fallkonzeptualisierung, Imaginationen, Stühlearbeit) und ist von der International Society for Schema Therapy (ISST) zertifiziert.

Veranstaltungsort: Miglieglia/Tessin
(www.casa-santo-stefano.ch)

Trainer: Christoph Fuhrhans, Florian Hug

Weitere Informationen und Anmeldung unter www.istos.ch

⁵ 5 Éléments clés marqués en italique.

Adipositas im Kindes- und Jugendalter

Kostenübernahme für Therapien durch die Grundversicherung

Seit Anfang 2014 werden die Kosten einer multiprofessionell strukturierten Behandlung von übergewichtigen und adipösen Kindern und Jugendlichen im individuellen Setting oder in der Gruppe von den Krankenkassen übernommen. Ein grosser Schritt für alle, die wegen ihres Übergewichts diskriminiert werden und bisher aus sozioökonomischen Gründen keine Therapie in Anspruch nahmen.

Von 2009 bis Ende 2013 konnten übergewichtige und adipöse («fettleibige») Kinder und Jugendliche an Gruppenprogrammen teilnehmen, die von den Krankenversicherern finanziert wurden. Die Kosten wurden dann übernommen, wenn die Programme zertifiziert waren, die Leitung multiprofessionell zusammengesetzt war, die Eltern einbezogen wurden und die Teilnehmenden an einer nationalen Studie mitmachten. Dieses Pilotprojekt kam auf Initiative der Verbindung der Schweizer Ärztinnen und Ärzte (FMH), der Schweizerischen Gesellschaft für Pädiatrie (SGP) und des Schweizerischen Fachverbands Adipositas im Kindes- und Jugendalter (AKJ) in Zusammenarbeit mit dem Dachverband der Krankenversicherer (Santésuisse) zustande.

«Kidsstep Obesity»

Erste Zwischenberichte der Studie zur Therapie-Evaluation «Kidsstep Obesity» – der Schlussbericht erscheint in zwei Monaten – zeigen, dass das Übergewicht zwar im Alter von sechs Jahren bemerkt wird, Therapien im Durchschnitt jedoch erst im Alter von zwölf Jahren begonnen werden, der Body Mass Index (BMI) der Eltern ein signifikanter Prädiktor für Veränderungen ihres Kindes während der Therapie ist und die häusliche Umgebung in die Therapie einbezogen werden muss. Sie zeigt auch, dass eine Adipositas-Behandlung bei Kindern erfolgreich ist, wenn folgende Voraussetzungen erfüllt sind:

1. Die Ziele fokussieren sich nicht nur auf eine Senkung beziehungsweise Stabilisierung des Gewichts, sondern auch auf psychosoziale Variablen wie Selbstwert, Selbstwirksam-

keit, Stresscoping, Lebensqualität, Stimulus- und Gefühlsregulation.

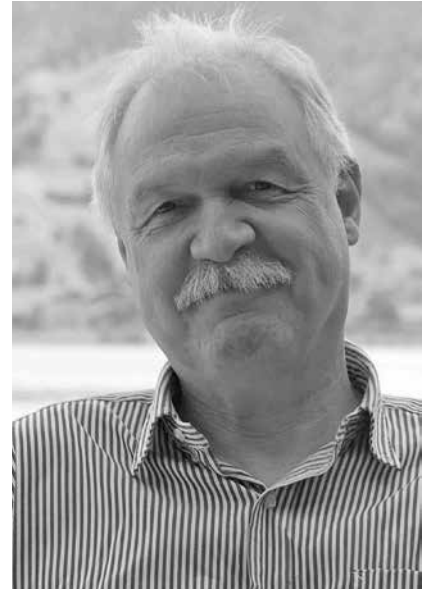
2. Psychische und somatische Grund- und Begleiterkrankungen sind diagnostiziert und angemessen behandelt.
3. Die Kinder werden von ihren Eltern unterstützt.
4. Die Kinder und Jugendlichen sind für eine Behandlung bereit, Hindernisse können erkannt und überwunden werden.
5. Das Therapeutenteam arbeitet systemisch und setzt sich aus den Bereichen Psychologie, Ernährungsberatung, Bewegungstherapie und Medizin zusammen.
6. Alle Fachpersonen sind speziell für übergewichtige Kinder weitergebildet.

Konservative Therapieansätze

Die Eidgenössische Kommission für allgemeine Leistungen und Grundsatzfragen (ELGK) beschäftigt 18 Mitglieder, die vom Bundesrat gewählt werden und das Departement des Innern (EDI) bei der Bezeichnung der Leistungen, die von der Grundversicherung übernommen werden sollen, beraten. Es sind weder KinderärztInnen noch PsychologInnen dabei.

Nachdem die ELGK dem Departementsvorsteher des EDI vor rund drei Jahren empfohlen hatte, bariatrisch-chirurgische Eingriffe (Magenband, Magen-Bypass, Schlauchmagen usw.) auch für Kinder in die Grundversicherung aufzunehmen (einsehbar in www.bag.admin.ch/ref), folgt nun, dank der «Kidsstep»-Studie, die beweist, dass auch konservative Ansätze Erfolg haben, die folgerichtige Entscheidung, auch konservative Therapien durch die Grundversicherung finanzieren zu lassen. Zu den bewilligten Therapieansätzen gehören zertifizierte multiprofessionelle Gruppenprogramme sowie spezifische multiprofessionelle individuelle strukturierte Therapien.

Alle Anbieter konservativer Adipositas-Therapien müssen von der gemeinsamen Kommission der Schweizerischen Gesellschaft der Pädiater (SGP) und des Schweizerischen Fachverbands Adipositas im Kindes- und



Marcus Townend ist Psychologe FSP/SBAP und Paar- und Familienberater Systemis. Er leitet seit zehn Jahren multiprofessionelle Gruppenprogramme für übergewichtige Kinder und Jugendliche (www.hulahopp.ch) und begleitet Jugendliche und Adoleszente am Adipositaszentrum Zentralschweiz in Luzern. Er ist Vorstandsmitglied des Schweizerischen Fachverbands Adipositas im Kindes und Jugendalter.

Für weitere Infos:

marcus.townend@bluewin.ch

Jugendalter (AKJ) zertifiziert und vom Schweizerischen Fachverband Adipositas im Kindes- und Jugendalter weitergebildet werden.

Modalitäten

Der Entscheid des EDI ist grundsätzlich. Die Modalitäten bezüglich Inhalten, Dauer, Indikationen und Tarifen werden nun im Verlauf der nächsten Monate zwischen einer Arbeitsgruppe, bestehend aus Vertretungen der Schweizer Ärztinnen und Ärzte (FMH), der SGP und des AKJ sowie den Krankenversicherern verhandelt. Sie werden sich aller Voraussicht nach auf die Erfahrungen der Pilotphase und auf die Empfehlungen, welche in den Ausgaben 6/2006 und 1/2011

Adipositas im Kindes- und Jugendalter

der Fachzeitschrift «Paediatrica» publiziert wurden, stützen.

Die Höhe der Tarife wird in den nächsten Monaten mit den Krankenversicherern verhandelt.

Für PsychologInnen gelten aller Voraussicht nach die Konditionen gemäss Tarmed. Der Umstand, dass Adipositas-Therapien neu von der Grundversicherung finanziert werden und somit für viel mehr Familien, besonders solchen mit sozioökonomisch tieferem Status oder mit Migrationshintergrund, möglich sind, öffnet PsychotherapeutInnen, die gerne interdisziplinär mit Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern arbeiten, ein interessantes Arbeitsfeld.

Epilog

Die Bedeutung der Psychologie für die Prävention, Behandlung und Entstigmatisierung der Adipositas im Kindes- und Jugendalter wird, wie ich gemäss meiner eigenen mehrjährigen Erfahrung in diesen Bereichen meine, weder von direkt oder indirekt Betroffenen noch von uns PsychologInnen genügend anerkannt. Ich fände es sehr wichtig, dass sowohl in der nationalen Leistungskommission, die wesentlich zur Entscheidung beiträgt, ob eine Leistung in die Grundversicherung hineinkommt oder nicht, als auch in den Gremien, die mit den Krankenversicherern um die Höhe von Tarifen und weiteren Modalitäten verhandeln, PsychologInnen mitarbeiten würden. Vielleicht öffnet die hier berichtete neue Situation betreffend die Finanzierung von Adipositas-Therapien durch die Grundversicherung neue Türen.

Marcus Townend

Quellen

Krankenpflege-Leistungsverordnung des EDI vom 29. September 1995 (Stand am 1. Januar 2014), Seite 78 ff. (Änderung vom 6. Dezember 2013).
Kidsstep Obesity – Evaluation der Behandlung von übergewichtigen Kindern und Jugendlichen in der Schweiz: Multiprofessionelle Gruppentherapieprogramme – Teil 2: Erhebung und Analyse von Daten, Meilen-

stein 7, 1.5.2012, Dagmar l'Allemand et al:

www.swiss-paediatrics.org/sites/default/files/paediatrica/vol23/n5/pdf/27-30_0.pdf.

«Paediatrica, Fortbildungszeitschrift und Informationsbulletin der Schweizerischen Gesellschaft für Pädiatrie», Ausgaben 6/2006 und 1/2011 (www.swiss-paediatrics.org/de/paediatrica).

Impulsnachmittag

Inhalte und Vorgehen zur Kinder-Adipositas-Therapie werden ausführlich behandelt am Impulsnachmittag des Schweizerischen Fachverbands Adipositas im Kindes- und Jugendalter (AKJ) mit Input-Referaten und Roundtable am 22. Mai 2014 nachmittags in Biel.

info@akj-ch.ch, 044 251 54 45

psychotherapieausbildung.ch

Institut für Ökologisch-systemische Therapie



Weiterbildung in Psychotherapie mit systemischem Schwerpunkt 2014 - 2016

Anerkannte postgraduale Weiterbildung von BAG, FSP, SBAP, SGPP, Systemis.ch und der Gesundheitsdirektion des Kt. Zürich.
Die Anforderungen der SGKJPP sind erfüllt.

Beginn: 27. August 2014

Weiterbildung in systemischer Paartherapie

7 Module und Supervision, 15 Monate

Beginn: Herbst 2015

Fortbildungskurse

- 13. – 14.06.2014: **Soziale und andere Ängste**
Barbara Meier, Marietta Haller
- 08. – 09.07.2014: **Kreatives Arbeiten mit Patchworkfamilien**
Margit Löchte, Katarina Vojvoda-Bongartz
- 04. – 06.09.2014: **Traumatherapie aus systemischer Sicht**
Jochen Binder
- 29. – 30.09.2014: **Persönlichkeitsstörungen**
Peter Fiedler
- 26. – 27.11.2014: **Hypnosystemische Ansätze bei Depression & Burn out**
Ortwin Meiss

Weiter- und Fortbildung in systemischer Therapie

Klosbachstrasse 123, CH-8032 Zürich, +41 (0)44 252 32 42

sekr@psychotherapieausbildung.ch; www.psychotherapieausbildung.ch

Ursula Hauser, SBAP.-Preisträgerin 2014

«Wäre ich nicht Psychoanalytikerin, wäre ich wohl Dramaturgin geworden»

Ursula Hauser setzt sich seit vielen Jahren psychoanalytisch für Traumatisierte in Zentralamerika und Gaza ein. Dank finanzieller Hilfe von humanitären Institutionen wie Medico International Schweiz bildet sie ÄrztInnen, PsychiaterInnen, SozialarbeiterInnen, KrankenpflegerInnen und PsychologInnen in Psychodrama aus. Die engagierte linke Frau aus dem bürgerlichen Kilchberg hat über die Psychoanalyse bei Goldy Parin-Matthèy «Türen zur Welt aufgestossen». Ohne die Verbindungen zur Schweiz zu lösen, fand sie in Südamerika eine neue Heimat. Die 67-Jährige ruht nicht aus: Mit der Vernetzung Süd-Süd mit Psychodrama hat sie ein neues spannendes Vorhaben in Uruguay eingefädelt, der Heimat ihres verstorbenen revolutionären Mannes. Projekte wie dieses sind nur möglich dank der von ihr gegründeten Stiftung (www.fundacionursulahauser.org).



punktum.: Frau Hauser, Sie erhalten dieses Jahr den SBAP.-Preis für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der Angewandten Psychologie. Freuen Sie sich?

Ursula Hauser: Ja, sehr. Ich war überrascht und hatte das wirklich nicht erwartet. Schon gar nicht, weil ich mit dem preisverleihenden Gremium nichts zu tun habe und vor allem weil ich seit über 30 Jahren weg von der Schweiz, in Latein- und Zentralamerika, bin. Ich bin zwar noch verbunden mit der Schweiz. Aber die Kollegen vom SBAP. kenne ich nicht. Ich bin zu Hause im Psychoanalytischen Seminar Zürich, wo ich seit 1969 durch meine eigene Analyse bei Goldy Parin-Matthèy psychoanalytisch involviert bin. Die Information über den Preis kurz vor der Jahreswende war eine tolle Weihnachtsüberraschung.

Wie würden Sie Ihre Lebensleistung umschreiben?

Ich arbeite seit 30 Jahren leidenschaftlich psychoanalytisch mit der Couch. Jetzt die letzten 20, 25 Jahre in Costa Rica. Parallel machte ich politisches Theater und habe schon früh die Ausbildung in Psychodrama, die es in der

Ursula Hauser (67) lebt seit über 30 Jahren in Zentralamerika. Die Zürcherin war zuerst als Lehrerin tätig, bevor sie über die eigene Analyse zur politisch engagierten Psychoanalyse gestossen ist (Ausbildung PSZ, 1969–1974). Sie ist promovierte Ethnopschoanalytikerin («Frauenleben in politischem Wandel») und hat Zusatzausbildungen als Gruppentherapeutin in Psychodrama und in der Methode «Grupo Operativo». Neben den Kursen in Kuba, der Schweiz, Gaza und anderen Ländern lebt sie noch vorwiegend in Costa Rica, plant aber dieses oder nächstes Jahr, vermehrt in Uruguay zu arbeiten.

Schweiz damals noch nicht gab, gesucht. Da schafft man zuerst Vertrauen und arbeitet dann in der Gruppe. Ich führe Projekte im psychodramatischen Rahmen durch – eine Gruppentherapie im pädagogischen Feld. Ich war zuerst Lehrerin und bin immer auch pädagogisch, sozialpsychologisch und institutionell tätig mit Organisationen, die in El Salvador oder in Palästina arbeiten. Und da vor allem mit Bevölkerungsschichten, mit denen psychoanalytische Arbeit ungewöhnlich, ja viele glauben sogar unmöglich ist. Das sind die indianischen Zapatisten in Mexiko oder Menschen im Gaza-Streifen, eingeschlossen hinter hohen Mauern, und Ex-Guerilleros in El Salvador; sehr spezielle Gruppen, auf die ich dank meinem Interesse für Politik und Psyche gestossen bin.

Das ist eine unübliche Kombination. Sie ist mit meinem Lebenslauf verknüpft. Goldy Parin-Matthèy und die Gruppe um sie herum ist im Spanischen Bürgerkrieg zum Centre Sanitaire Suisse (CSS) gestossen, das Hilfe gegen den Faschismus organisierte. Später kam die Unterstützung der Partisanen unter Tito im vormaligen Jugoslawien dazu. Zuerst war das nur eine ärztlich-chirurgische Hilfe, aber man erkannte bald, dass es auch eines psychologischen Beitrags bedurfte – «salud mental», nicht nur der Blick auf den Körper, auch die psychische Verfassung ist für die Verarbeitung der Probleme wichtig. Und da arbeitet Medico International Schweiz, das vormalige CSS mit der Präsidentin Maja Hess, mit der ich zusammen die Psychodrama-Ausbildung in Gaza mache, an vorderster Front.

Ursula Hauser, SBAP.-Preisträgerin 2014

Wie ist Südamerika für Sie ins Zentrum gerückt?

1969 haben Berthold Rothschild, Piero Galli, Marianna Bolko, Emilio Modena und andere PsychoanalytikerInnen aus Zürich zusammen mit lateinamerikanischen Kollegen die «Plattform international» gegründet. Paul Parin, Goldy Parin-Matthèy und Fritz Morgenthaler unterstützten diese Bewegung. Am Utoquai 41 in Zürich bei den Parins hat sich die Gruppe, erweitert unter anderem um Mario Erdheim, Maya Nadig, Ita Grosz-Ganzoni, Pedro Grosz, Irene Brogle, Judith Valk und mich, regelmässig getroffen. Parallel dazu haben einige von uns sich auch in Ethnopsychanalyse ausgebildet, die am Utoquai entwickelt wurde. In den siebziger Jahren, als viele lateinamerikanische Länder zu Diktaturen wurden, hat sich die internationale Gruppe in dieser Plattform noch intensiviert. Wir Schweizer versuchten unsere KollegInnen im Exil zu unterstützen. Da bin ich auch auf Armando Bauleo gestossen, bei dem ich dann die Grupo-Operativo-Ausbildung gemacht habe.

Was ist das?

Links engagierte PsychologInnen in Argentinien wie Marie Langer haben in den fünfziger und sechziger Jahren in den psychiatrischen Kliniken mit den PsychologInnen und PatientInnen gearbeitet und daraus entsprechende Schlüsse gezogen. Sie versuchten, diese Methode, entwickelt von Enrique Pichon-Rivière, anzuwenden, das Unbewusste manifest zu machen. Nicht Ratschläge zu geben, sondern zuzuhören und das Unbewusste der involvierten Gruppe zu erfassen. Sie arbeiteten soziopsychologisch, um die Ängste ihrer KlientInnen erfahren zu können, und erfassten damit die dräuende ökonomische Krise des Kontinents. Im Setting von Grupo Operativo sitzt man und hört zu. Das ist ganz anders als das Psychodrama, wo die ganze Gruppe darstellendes Theater macht. Sie setzt sich dort dramatisch in Szene. Man redet und spielt theatralisch, hört nicht nur zu.

Aber Theater scheint Ihnen doch wichtig zu sein.

Weg von Kilchberg, wo ich als Tochter des Gemeindeschreibers aufgewachsen bin, war ich als Werkstudentin Beleuchterin im Theater an der Winkelwiese von Maria von Ostfelden. Wenn ich nicht Psychoanalytikerin geworden wäre, würde ich höchstwahrscheinlich als Dramaturgin arbeiten. Aber ich machte damals schon eine Analyse, und die Arbeit mit der Psyche war mir sehr wichtig. Mit dem Psychodrama habe ich eine ideale Synthese dieser beiden Interessen gefunden und in der Quartierarbeit umgesetzt.

Wo haben Sie Quartierarbeit gemacht?

Ich war als überzeugte junge Maoistin im Auzelg, einem Gebiet in Schwamendingen, politisch aktiv. Wir versuchten dort, im «Negerdörfli» oder «Arschloch von Schwamendingen», wie das Auzelg genannt wurde, zu agitieren. Mein sehr direktes Vorgehen hat der Zentralleitung aber nicht gepasst. Ich war schon damals anti-institutionell eingestellt. So wurde ich aus der Partei ausgeschlossen, weil ich der Basis zu nahe sei – ein schönes Kompliment. Dieses Spannungsfeld hat mich nicht losgelassen. In Paris besuchte ich Kurse bei Augusto Boal, der das Theater der Unterdrückten gründete. Das hat mir als Pädagogin und Anhängerin von Paulo Freire sehr entsprochen.

Warum gingen Sie 1980 nach Nicaragua?

Nach der sandinistischen Revolution 1979 richtete die neue Regierung eine Anfrage an Armando Bauleo,

ob er Kurse zur Ausbildung in Grupo Operativo und anderen Gruppenmethoden wie Psychodrama erteilen könnte. Er konnte das nicht einrichten und fragte mich an, ob ich es übernehmen könne. Ich war zwar damals in einer psychoanalytischen Gruppenpraxis tätig, aber weil gerade eine Beziehung endete, hatte ich Lust auf die Herausforderung und bin zu Ostern 1981 für zwei Jahre Ausbildungsarbeit nach Nicaragua ausgewandert.

Und dann sind Sie auf dem Kontinent hängen geblieben?

Ich habe mich in Nicaragua in Antonio, einen ehemaligen Tupamaro-Revolutionär aus Uruguay, der Windmühlen im Land plante, verliebt. Antonio war zudem Pilot und Flugzeugingenieur, der Kopf, Hand und Herz vereinigen konnte. Wie überhaupt die Tupamaros eine intelligente Guerilla war, die möglichst wenig zivile Opfer wollte. Von Nicaragua aus gingen wir beide nach Costa Rica, das damals eine Art Casablanca war, wo sich Revolutionäre, CIA, Rechte und Linke bunt mischten. Dort führten wir zwei Jahre ein Restaurant. Uruguay, nach 1985 wieder demokratisch, war für Antonio zu schmerzlich und problematisch, weil das Volk 1986 in einem Referendum die Straflosigkeit für Folterer beschloss. Das kam für meinen Mann nicht in Frage, der drei Jahre unter schlimmen Bedingungen im Gefängnis in Montevideo gesessen hatte.

Was machten Sie in Costa Rica?

Im Dreieck Schweiz, Uruguay und Costa Rica tauschten wir uns rege aus. Psychoanalytisch Ausgebildete

Psychodrama

Mit der Methode des Psychodramas werden Ängste, Verluste und Verletzungen, aber auch Trauer und Wut oder Verzweiflung und Enttäuschung sichtbar und erlebbar gemacht. Sie wurde vom rumänischen Arzt Jacob Levy Moreno (1889–1974) in Wien und New York als handlungsorientierter Gegenentwurf zur Psychoanalyse entwickelt. Psychodrama ist – wie Gestalttherapie, Transaktionsanalyse oder Familientherapie – im «Hier und Jetzt» angesiedelt. Wichtig ist, dass die Experten zuerst Vertrauen schaffen können. Auf dieser Basis wird versucht, in der Gruppe traumatische Erlebnisse nachzuspielen und zu reflektieren. Das soll bei der Verarbeitung und Überwindung helfen.

Ursula Hauser, SBAP.-Preisträgerin 2014

haben beispielsweise am PSZ über die Verhältnisse in ihrem Land referiert. Sie haben darüber gesprochen, wie sie mit den traumatisierten Opfern der Diktatur arbeiten. Ich selbst gründete eine psychoanalytische Gruppenpraxis und baute ein Ausbildungszentrum auf. Dank Schweizer Hilfsorganisationen machte ich Projekte in Kuba. Ein «grässlicher Krankheitsgewinn» der Diktaturzeiten in Südamerika ist diese Vernetzung von Opfern und Helfern. Wir psychoanalytisch Engagierten versuchten, den Diktaturgeschädigten mit Gruppenmethoden zu helfen.

Wieso Gruppentherapien?

Wenn man mit Bevölkerungen arbeitet, welche die finanziellen Möglichkeiten nicht haben, um Einzeltherapien zu zahlen, gibt es keine anderen Möglichkeiten, um zu helfen. Mit

dem Netzwerk an psychologischen und therapeutischen Fachleuten über die Kontinente hinweg klappt das bis heute vorzüglich. Antonio ist leider 1996 gestorben.

Woran?

Heute ist klar, dass das späte Folgen der Folter waren. Antonio hatte im Gefängnis in Montevideo einen Infarkt. Er liess sich aber nicht unterkriegen und weigerte sich, sich aufzugeben. Wie er sich überhaupt nie in einer Opferrolle sah. 2002 nach der Machtübernahme des Links-Mitte-Bündnisses Frente Amplio in Uruguay wären wir sicher in sein Heimatland zurückgekehrt.

Warum planen Sie jetzt, nach Uruguay auszuwandern?

Das Land versucht jetzt ernsthaft, die dunkle Vergangenheit aufzuarbeiten.

Einige Generäle sitzen im Gefängnis. Ich konnte staatliche Dokumente über Antonio einsehen. Überdies soll ich eine Witwenrente zugute haben, die ich für meine vier Enkel in Uruguay einsetzen möchte. Ich will sie einfordern. Die Niederlassung habe ich jedenfalls dieses Jahr beantragt und arbeite an meinem Projekt: die Vernetzung Süd-Süd mit Psychodrama. Zudem schliesst sich ein Kreis. Ich bin jetzt 30 Jahre in Zentralamerika. «Meine» Organisationen kann ich noch begleiten, aber sie sind genug selbständig und autonom von mir geworden.

Passiv zurücklehnen dürften Sie sich nicht. Was sind Ihre Pläne?

Ich hatte vor drei Jahren einen Traum: Ich sitze in Kuba auf einem Boot, die Sauerstoffflasche auf dem Rücken, bereit zum Tauchen. Da erscheint Antonio und fragt mich, wie es mit meiner Forschungsarbeit vorwärts gehe. Ich sage, gut. Ich hätte nur eine Frage: Ob ich den Spuren der Diktatur in der dritten Generation nur anhand der linken Nachkommen nachgehen oder ob ich sie auch auf die Nachkommen der Militärs ausdehnen sollte. Er antwortet: möglichst breit. Und das bin ich seit letztem Jahr am Einfädeln und mache Workshops, wo mit den Methoden des Psychodramas Szenen der damaligen düsteren Zeit nachgespielt werden. So werden den Nachkommen die surrealistischen Begebenheiten plötzlich zur Wirklichkeit. Das ist ein neuartiges Projekt, weil bislang erst an den Folgen für die unmittelbar Betroffenen gearbeitet wird.

Sie haben also noch ein neues Lebensziel gefunden?

Genau. Ich habe mir im Traum selbst gesagt, dass ich das noch machen will.

Interview: Beat Honegger



ZSB BERN
Zentrum für
Systemische Therapie
und Beratung

Aus der Praxis für die Praxis

Neuer Weiterbildungslehrgang am ZSB Bern:

Postgraduale Systemische Psychotherapieweiterbildung
- bindungsbasiert & methodenkombiniert

Beginn: Oktober 2014

Richtet sich an Personen mit abgeschlossenem Hochschulstudium in Psychologie oder Medizin und führt nach Abschluss der laufenden Akkreditierungsevaluation zum eidgenössischen Titel in Psychotherapie sowie zum Facharztstitel in Psychiatrie und Psychotherapie.

Ausführliche Informationen sowie Anmeldung unter www.zsb-bern.ch
Sekretariat: Villemattstrasse 15, CH-3007 Bern, info@zsb-bern.ch

Vorstandsnews



Unser neues Vorstandsmitglied *Gabrielle Marti* ist Psychologin FH, Sozialarbeiterin FH und verfügt über ein MAS in Coaching. Sie hat nach ihrem Studium die Fachtitel des SBAP. in Psychotherapie und in Kinder- und Jugendpsychologie erworben. Gabrielle Marti arbeitete unter anderem in der Suchtprävention, im Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst (KJPD) und als Abteilungsleiterin einer Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe. Heute arbeitet sie in einer Gemeinschaftspraxis für Psychotherapie, Psychodiagnostik und unterrichtet als Dozentin im Bereich Kinder- und Jugendhilfe an der ZHAW.

Im SBAP.-Vorstand übernimmt Gabrielle Marti das Ressort Entwicklungs- und Schulpsychologie. Sie hat Einsitz in den Kommissionen Kinder- und Jugendpsychologie und Neuropsychologie. Wir freuen uns, in Gabrielle Marti ein fachkundiges und dynamisches Vorstandsmitglied gefunden zu haben.

Berufspolitische News

Aktionsbündnis Psychische Gesundheit Schweiz (APGS)

Der APGS-Vorstand hat an seiner letzten Sitzung im vergangenen April beschlossen, an zwei Tagungen 2014 aktiv mitzuwirken: An der «Swiss Public Health»-Konferenz, die gemeinsam mit der Jahrestagung des Netzwerkes Psychische Gesundheit zum Thema *Public Mental Health* durchgeführt wird, veranstaltet das APGS einen Workshop zum Thema «Sinnvolle Arbeit und psychische Gesundheit» (Arbeitstitel). Fachleute, Behördenmitglieder, Betroffene und Angehörige sollen dabei Möglichkeiten, Chancen und Grenzen der Arbeit und der dafür gegebenen Rahmenbedingungen für Menschen mit psychischen Behinderungen erörtern; an der Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie (SGPP) will das APGS im Rahmen eines Symposiums das Konzept «Recovery» einer kritischen Analyse unterziehen. Diese Debatte wird von der Politischen Sekretärin des SBAP., *Heloisa Martino*, moderiert werden. Die SGPP-Tagung steht unter dem Zeichen «Auf gleicher Augenhöhe».

Mehr Informationen zu den genannten Tagungen:

«Swiss Public Health»-Konferenz / Netzwerktagung 2014:

<http://sph14.organizers-congress.ch/>
SGPP Jahreskongress 2014:

<http://www.psychiatrie-kongress.ch/index.php>

Parlamentarische Gruppe Psychische Gesundheit

Am 5. März 2014 wurde offiziell die «Parlamentarische Gruppe Psychische Gesundheit» gegründet – die Gruppengründung wurde von Ständerat *Joachim Eder* der Bundeskanzlei gemeldet. Gemeinsam mit Nationalrat *Andy Tschümperlin* wird SR Eder die Gruppe präsidieren. Mit dieser Parlamentarischen Gruppe möchten sie ihre KollegInnen im Parlament für die Anliegen im Bereich Psychische Gesundheit sensibilisieren und insgesamt dem Thema zu mehr politischem Gewicht verhelfen. Bislang sind 21 ParlamentarierInnen aus National- und

Ständerat beigetreten. Zu den Dachorganisationen, welche die Parlamentarische Gruppe fachlich unterstützen werden, zählen das Aktionsbündnis Psychische Gesundheit Schweiz, der Dachverband für Suizidprävention Ipsilon, Pro Mente Sana, die Coordination romande des associations d'action en santé psychique (CORAASP), die Gesundheitsligen-Konferenz Geliko, die Verbindung Schweizer ÄrztInnen und Ärzte FMH, das Netzwerk Psychische Gesundheit und die Vereinigung der kantonalen Beauftragten für Gesundheitsförderung (VBGF).

Mehr Informationen:

heloisa.martino@sbap.ch

Dialog-Projekt Psychische Gesundheit

Nicht nur auf der politischen Bühne – siehe oben –, sondern erfreulicherweise auch auf Verwaltungsebene tut sich etwas in Sachen psychische Gesundheit.

So hat der Bundesrat, nach dem Scheitern des Präventionsgesetzes und angesichts der Zunahme chronischer nichtübertragbarer Krankheiten, im Rahmen seiner Strategie «Gesundheit 2020» beschlossen, die Gesundheitsförderung, Prävention und Früherkennung bei den nichtübertragbaren Krankheiten zu stärken. Dabei geht es dem Bundesrat in der Hauptsache um die Stärkung und die verbesserte Koordination der verschiedenen Aktivitäten in diesen Bereichen.

Bereits wurde die Erarbeitung einer Nationalen Strategie zur Prävention nichtübertragbarer Krankheiten «NCD» (NCD: Non-Communicable Diseases) in Angriff genommen. Diese soll bis 2016 spruchreif sein. Für die psychische Gesundheit sieht der Bundesrat ein anderes Vorgehen vor: Er hat eine Projektgruppe eingesetzt, in der das BAG, die Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren (GDK) und die Stiftung Gesundheitsförderung Schweiz vertreten sind. Diese Projektgruppe wurde mit der Erarbeitung eines Berichtes beauftragt, der Auskunft über die momentane Lage auf nationaler, regionaler und kantonaler Ebene geben und den zukünftigen Bedarf an Koor-

Berufspolitische News

dination, strukturellen Anpassungen, Monitoring- und Evaluationsmassnahmen und Projekte im Bereich Psychische Gesundheit aufzeigen soll. Im Bericht sollen auch Stossrichtung zur Optimierung bzw. Weiterentwicklung der bestehenden Strukturen, der Zusammenarbeit und der Koordination in diesem Bereich und sogar konkrete Massnahmen vorgeschlagen werden. Die Verabschiedung des Berichtes ist für Mai 2015 vorgesehen.

Weitere Informationen:

<http://www.bag.admin.ch/themen/gesundheitspolitik/14149/14714/index.html?lang=de>

Nationale Sensibilisierungskampagne Psychische Gesundheit

Das von Pro Mente Sana (PMS) initiierte Projekt, eine mehrjährige nationale Kampagne zur Aufklärung und Sensibilisierung der Bevölkerung für die psychische Gesundheit gemeinsam mit anderen staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen zu realisieren, befindet sich zurzeit in einer entscheidenden Phase. PMS-Projektleiter *Marcel Wisler* und das Steuerungsgremiums-Mitglied *Hans Kurt* – seines Zeichens Präsident des Aktionsbündnisses Psychische Gesundheit – sind zurzeit schweizweit unterwegs, um potentielle Geldgeber von der grossen Bedeutung der geplanten Kampagne zu überzeugen. Zu diesem Zweck haben sie die Kampagne auch bei den Mitgliedern des Runden Tisches der Psy-Verbände vorgestellt. Der SBAP hat bereits einen finanziellen Beitrag zugesagt.

OECD-Studie

Ende Januar wurde der OECD-Bericht «Psychische Gesundheit und Arbeit: Schweiz» veröffentlicht – die SBAP-Mitglieder wurden bereits über diese Publikation per Mail informiert. Als Fazit aus diesem Bericht lässt sich folgende Aufforderung an die Schweiz ziehen: «Die Schweiz muss psychische Probleme in der Erwerbsbevölkerung angehen» (Quelle: BFS-Medienmitteilung vom 18. Februar 2014). Die inflationär in Medien und Öffentlichkeit thematisierte «Burn-out»-Problematik klammert einige

ausserordentlich wichtige und volkswirtschaftlich relevante Tatsachen aus, die der OECD-Bericht nun deutlich belegt. So sind etwa ein Drittel der erwerbslosen Personen, die Arbeitslosenentschädigung, Invalidenversicherungsleistungen oder Sozialhilfe beanspruchen, von psychischer Krankheit betroffen; ferner sind Menschen, die an einer psychischen Erkrankung leiden, doppelt so häufig von Arbeitslosigkeit betroffen wie die psychisch gesunde Erwerbsbevölkerung. Die Autoren des Berichts, zu denen der renommierte Basler Psychologe Dr. *Niklas Bär* zählt, orten einen grossen Handlungsbedarf bei Arbeitsämtern, Sozialen Diensten und IV-Stellen in Bezug auf die Sensibilisierung und Schulung des Personals hinsichtlich der psychischen Probleme ihrer Klientel. Hier sollten vermehrte Anstrengungen unternommen werden, um Früherkennung von und adäquate Beratung bei psychischen Problemen zu fördern. Nicht nur Arbeitgebende, die mehr Verantwortung für die psychischen Problemen ihrer Mitarbeitenden übernehmen sollten, sondern auch die Ärzteschaft sieht die OECD in der Pflicht, denn bislang haben die psychologisch-psychiatrischen LeistungserbringerInnen die Beschäftigungsfragen ihrer PatientInnen zu wenig bis gar nicht beachtet. Eine engere, koordinierte Zusammenarbeit zwischen Arbeitgebenden, LeistungserbringerInnen und den amtlichen Stellen (RAV, IV, Sozialdienste) sollte unbedingt angestrebt und realisiert werden mit dem Ziel der Arbeitsplatzhaltung und Wiedereingliederung, so die OECD.

Einen weiteren Problemkreis identifiziert der Bericht in der Schnittstelle zwischen Schule und Beruf. Zum Beispiel können heute Jugendliche, die von psychischen Problemen betroffen sind und deswegen ihre Schul- oder Berufsausbildung abbrechen, auf keine Unterstützung seitens des Staates zählen. Gerade diese Jugendlichen schaffen aufgrund ihrer mangelnden oder fehlenden beruflichen Qualifizierung sehr oft den Einstieg in den Arbeitsmarkt nicht, was verheerende persönliche und auch volkswirtschaft-

liche Folgen zeitigt: So haben die IV-Anmeldungen von psychisch erkrankten Jugendlichen in den letzten Jahren drastisch zugenommen, obwohl die Zahl der IV-Berentungen insgesamt abnimmt.

Im Bericht werden einige Empfehlungen an die politischen EntscheidungsträgerInnen in der Schweiz adressiert, um diesen Problemen beizukommen. Eine davon betrifft ganz konkret die psychologische Psychotherapie: Diese sollte im Rahmen der obligatorischen Krankenversicherung abgedeckt sein, um der Unterversorgung im Bereich psychischer Gesundheit entgegenzuwirken.

Download des OECD-Berichts:

http://www.oecd-ilibrary.org/employment/psychische-gesundheit-und-beschaeftigung-schweiz_9789264208681-de

Stigmatisierung von an Schizophrenie leidenden Menschen

Dass eine einseitig auf einen Störungskreis – vornehmlich Depression und «Burn-out» – fokussierte öffentliche Thematisierung psychischer Krankheiten negative Seiten hat, zeigt eine aktuelle repräsentative Studie der Universitätsmedizin Greifswald (D), deren Hauptergebnisse vor kurzem in der deutschen «Ärzte Zeitung» publiziert wurden. So hat sich das Bedürfnis in der Bevölkerung nach sozialer Distanz zu Menschen, die an Schizophrenie leiden, zwischen 1990 und 2011 deutlich verstärkt: Während 1990 20 Prozent der Befragten die Zusammenarbeit mit einem von Schizophrenie Betroffenen ablehnten, waren es 2011 bereits 31 Prozent. Einen solchen Menschen einem Freund / einer Freundin vorzustellen, lehnten 2011 über die Hälfte (53 Prozent) der Befragten ab – vor 20 Jahren waren es noch 39 Prozent.

Zwar konstatieren die Studienautoren, dass die Bevölkerung heute mehr über psychische Erkrankungen weiss als vor 20 Jahren und sich die Menschen heute gegenüber einer psychiatrischen Behandlung aufgeschlossener zeigen. Auch erfreulich ist die Feststellung, dass heute positivere Einstellungen gegenüber Betroffenen von Depres-

Berufspolitische News

sion in der Bevölkerung auszumachen sind. Allerdings sind auch depressions- erkrankte Menschen nach wie vor mit einer sehr kleinen Bereitschaft der Bevölkerung konfrontiert, im Alltag mit Betroffenen in Kontakt zu treten.

Der Vergleich zur Situation der Menschen mit einer Depression verdeutlicht die negativen Einstellungen der Bevölkerung gegenüber den an Schizophrenie leidenden Menschen, so das Fazit der Autoren. Privatdozent Georg Schomerus, der bereits seit Jahren die Stigmatisierung psychischer Krankheiten erforscht und die Studie geleitet hat, stellt fest, dass die Stigmatisierung mit Aufklärung und Wissen allein nicht bewältigt werden kann. Darüber hinaus scheint eine einseitige Betonung biologischer Ursachen der Schizophrenie durch Medien oder Wissenschaftler die Stigmatisierung noch zu verstärken. Denn ein rein biologisches Krankheitsverständnis fördere die Betonung einer scheinbaren Andersartigkeit der

Betroffenen, was wiederum eine ablehnende Haltung seitens der Bevölkerung verstärkt – dies habe die Studie auch gezeigt. Schomerus plädiert deshalb für ein «differenzierteres, lebendigeres Bild von Menschen mit psychischen Krankheiten. Psychisch kranke Menschen dürfen nicht auf eine Fehlfunktion im Gehirn reduziert werden.» Leider zeigen die aktuellen Entwicklungen, wie zum Beispiel die umstrittenen Hirnscans an psychisch erkrankten Menschen an der IV-Stelle Luzern, dass noch ein langer Weg bis zu diesem differenzierteren Bild zu beschreiten ist.

Zur Ausgabe der deutschen «Ärzte Zeitung», in der über die Studie berichtet wird, gelangen Sie über <http://www.aerztezeitung.de/extras/druckansicht/?sid=857310&pid=866107>. Die Studie wurde in der Fachzeitschrift «British Journal of Psychiatry» publiziert: <http://bjp.rcpsych.org/content/203/2/146>.

Heloisa Martino

Information du Comité



Notre nouveau membre du comité, Gabrielle Marti, est psychologue HES et assistante sociale HES, et détient un MAS dans le domaine du coaching. Après ses études, elle a acquis le titre de spécialisation SBAP. en psychothérapie et en psychologie de l'enfance et de l'adolescence. Gabrielle Marti a exercé notamment dans la prévention de l'addiction dans le service psychiatrique pour enfants et adolescents (SPEA) et en tant que responsable d'un service dans un établissement d'aide à l'enfance et à l'adolescence. Aujourd'hui, elle travaille dans un cabinet de groupe pour la psychothérapie, le diagnostic psychologique et enseigne dans le domaine de l'aide à l'enfance et à l'adolescence à l'Université des Sciences appliquées (ZHAW). Au sein du comité de SBAP., Gabrielle Marti est en charge de la psychologie de développement et scolaire. Elle fait partie des commissions de la psychologie de l'enfance et de l'adolescence, et de la neuropsychologie. Nous sommes heureux de compter Gabrielle Marti parmi nous, un membre du comité faisant preuve de professionnalisme et de dynamisme.

Wussten Sie schon?

Entspannt in die Ferien fahren dank SBAP.-Vorteilen.

Mit der Hotelcard übernachten Sie in Hunderten Hotels im deutschsprachigen Europa zum ½ Preis. Als Mitglied erhalten Sie folgende Spezialpreise:

- 1-Jahres-Karte für CHF 55.– statt CHF 95.–
- 2-Jahres-Karte für CHF 100.– statt CHF 165.–
- 3-Jahres-Karte für CHF 145.– statt CHF 235.–

Bestellen können Sie die persönliche Hotelcard online:
www.hotelcard.com/fhschweiz.

HOTELCARD®
A PRIDE HOTELS

Carl-Auer Verlag

LUTHY BALMER STOCKER
BUCHHAUS.CH

Sommerzeit ist Lesezeit! Die passende Literatur finden Sie mit **15% Rabatt** bei Buchhaus.ch. Im Fachbuchbereich sind Sie mit über 450 Titeln im Onlineshop von Carl Auer Verlag genau richtig – Medien erhältlich mit **15% Rabatt**. Details zu beiden Angeboten finden Sie direkt auf der Website www.sbap.ch unter «Dienstleistungen».

News en matière de politique professionnelle

Alliance Santé Psychique Suisse

Lors de sa dernière réunion, le comité de l'Alliance Santé Psychique Suisse a décidé de participer activement à deux colloques en 2014: Lors de la conférence «Swiss Public Health», qui aura lieu en même temps que le colloque annuel du Réseau de la santé psychique dont le thème est *Public Mental Health*, l'ASPS organise un atelier sur le thème du «Le sens du travail et la santé psychique» (titre du travail). Les professionnels, les membres des autorités, les personnes concernées et les membres de la famille doivent ici expliquer les possibilités, les chances et les limites du travail et des conditions-cadre correspondantes pour les personnes atteintes d'un handicap mental; lors du congrès annuel de la Société suisse de psychiatrie et de psychothérapie (SSPP), l'ASPS souhaite soumettre le concept «Recovery» à une analyse critique dans le cadre d'un symposium. Ce débat est animé par la secrétaire politique de la SBAP. *Heloisa Martino*. Le congrès de la SSPP aura lieu sous le signe «Sur pied d'égalité».

Plus d'informations sur les conférences citées:

«Swiss Public Health»-Konferenz / Journée de mise en réseau 2014: <http://sph14.organizers-congress.ch/>

SGPP Congrès annuel 2014: http://www.psychiatrie-kongress.ch/index_fr.php

Groupe parlementaire santé psychique

Le 5 mars 2014, le «Groupe parlementaire sur la santé mentale» a été officiellement créé – la création du groupe a été communiquée par le Conseiller des États *Joachim Eder* à la Chancellerie Fédérale. Le groupe sera présidé par le conseiller national *Andy Tschümperlin* conjointement avec *Eder*. Avec ce groupe parlementaire, ils souhaitent sensibiliser leurs collègues du Parlement pour les questions relatives au domaine de la santé psychique et apporter leur soutien pour donner plus de poids politique à ce sujet. Jusqu'à présent, 21 parlementaires issus du Conseil national et du Conseil

des États y ont adhéré. L'Alliance Santé Psychique Suisse, l'Organisation pour la prévention du suicide Ipsilon, Pro Mente Sana, la Coordination romande des associations d'action en santé psychique (CORAASP), la Conférence nationale suisse des ligues de la santé (COLISA), la Fédération des médecins suisses (FMH), le Réseau santé psychique et l'Association suisse des responsables cantonaux pour la promotion de la santé (ARPS) comptent parmi les organisations faitières qui apporteront leur soutien professionnel au groupe parlementaire.

Plus d'informations:
heloisa.martino@sbap.ch

Projet sur la santé psychique

Non seulement sur la scène politique – voir ci-dessus – mais également et heureusement à un niveau administratif, les choses bougent dans le domaine de la santé mentale.

Ainsi, le Conseil Fédéral a décidé, après l'échec de la loi sur la prévention et au regard de l'augmentation des maladies chroniques non transmissibles, de renforcer, dans le cadre de sa stratégie «Santé 2020», la promotion de la santé et le dépistage des maladies non transmissibles. Pour le Conseil Fédéral, il s'agit de renforcer et d'améliorer la coordination des différentes activités dans ce domaine.

L'élaboration d'une stratégie nationale sur la prévention des maladies non transmissibles «NCD» (Non-Communicable Diseases) a déjà été mise en place. Cette action doit être mise en œuvre d'ici 2016. Pour la santé mentale, le Conseil Fédéral prévoit un autre projet: Il a mis en place un groupe de projet dans lequel sont représentées l'OFSP, la Conférence suisse des directrices et directeurs cantonaux de la santé et la Fondation Promotion Santé Suisse. Ce groupe de projet a été mandaté dans le but d'élaborer un rapport fournissant des renseignements sur la situation actuelle à l'échelle nationale, régionale et cantonale, et exposant les besoins futurs de coordination, d'adaptations structurelles, de mesures de monitoring et d'évaluation et des projets dans le domaine de la santé psychique. Dans

le rapport, les grands axes de l'optimisation et le développement des structures existantes, de la coopération et de la coordination dans ce domaine, et même des mesures concrètes, doivent être proposées. L'adoption du rapport est prévue pour mai 2015.

Plus d'informations:
<http://www.bag.admin.ch/themen/gesundheitspolitik/14149/14714/index.html?lang=fr>

Campagne nationale de sensibilisation à la santé mentale

Le projet lancé par Pro Mente Sana (PMS) de réaliser une campagne nationale de plusieurs années sur l'information et la sensibilisation de la population sur la santé mentale en coopération avec d'autres organisations étatiques et non étatiques, se trouve actuellement dans une phase décisive. Le chef de projet de PMS *Marcel Wisler* et le membre du comité de pilotage *Hans Kurt* – Président de l'Alliance Santé Psychique Suisse – sont actuellement en déplacement dans toute la Suisse dans le but de convaincre des investisseurs potentiels de l'importance de la campagne prévue. Dans cette optique, ils ont présentés la campagne également auprès des membres de la table ronde des associations-psy. La SBAP. a déjà annoncé sa contribution financière.

Étude de l'OCDE

À la fin du mois de janvier, le rapport de l'OCDE «Santé mentale et emploi: Suisse» a été publié - les membres du SBAP. ont déjà été informés de cette publication par e-mail. L'appel suivant à la Suisse est la conclusion du rapport: «La Suisse doit s'attaquer aux problèmes de santé mentale au travail au sein de la population active» (source: communiqué de presse BFS du 18 février 2014).

La problématique du «burn-out» constamment abordée et thématisée dans les médias exclut certains faits extrêmement importants et pertinents sur le plan économique. Cette exclusion est corroborée dans le rapport de l'OCDE. Ainsi, ce sont près d'un tiers des personnes au chômage et réclamant des indemnités de chômage, des

Actualités politique professionnelles

prestations d'assurance invalidité ou une aide sociale, qui sont concernées par les maladies psychiques; en outre, les personnes souffrant d'une maladie psychique sont deux fois plus concernées par le chômage que la population active. Les auteurs du rapport, parmi lesquels le psychologue renommé de Bâle, Dr. Niklas Bär, identifient un grand besoin d'action de la part des agences pour l'emploi, des services sociaux et des offices AI en rapport avec la sensibilisation et la formation du personnel sur les problèmes psychiques de leur clientèle. Ici, des efforts considérables doivent être fournis afin de dépister les problèmes psychiques et de proposer les conseils adéquats. Non seulement l'OCDE vise les employeurs qui doivent prendre plus de responsabilités concernant les problèmes psychiques de leurs employés, mais également le corps médical, car les psychologues et les psychiatres ont jusqu'à présent prêté peu d'attention, voire aucune, à la question de l'activité professionnelle de leurs patients. Une coopération plus étroite et coordonnée entre les employeurs, les psychologues et les psychiatres, et les organismes officiels (ORP, AI, services sociaux) doit impérativement être poursuivie et réalisée dans le but de maintenir les emplois et d'aider à la réintégration, selon l'OCDE.

Le rapport identifie une autre problématique dans l'interface entre l'école et la profession. Par exemple, les adolescents atteints de problèmes psychiques et interrompant donc leur cursus scolaire ou leur formation, ne peuvent pas compter aujourd'hui sur le soutien de la part de l'État. Ce sont justement ces jeunes qui, en raison de l'insuffisance ou du manque de qualification professionnelle, ne réussissent pas à intégrer le marché du travail, ce qui entraîne des conséquences personnelles mais également économiques considérables: Ainsi, le nombre d'inscriptions AI de jeunes atteints d'une maladie mentale a considérablement augmenté durant ces dernières années, bien que les rentes AI enregistrent une baisse générale. Dans le rapport, certaines recomman-

dations sont adressées aux décideurs politiques en Suisse afin d'éradiquer ce problème. L'une de ces décisions concerne concrètement la psychothérapie psychologique: cette psychothérapie doit être couverte dans le cadre de l'assurance-maladie obligatoire afin de lutter contre le manque de suivi dans le domaine de la santé psychique.

Téléchargement du rapport de l'OCDE: http://www.oecd-ilibrary.org/fr/employment/sante-mentale-et-emploi-suisse_9789264205192-fr

Stigmatisation des personnes atteintes de schizophrénie

Une étude actuelle représentative de la faculté de médecine de Greifswald (Allemagne), dont les résultats principaux ont été publiés récemment dans le magazine médical «Ärzte Zeitung», montre que la thématisation des maladies psychiques limitée à quelques maladies – notamment dépression et «burn-out» – a des effets négatifs. Ainsi, le besoin dans la population de prendre des distances sociales avec des personnes atteintes de schizophrénie a considérablement augmenté entre 1990 et 2011: alors qu'en 1990, 20% des personnes interrogées refusaient de travailler avec des personnes atteintes de schizophrénie, ils étaient 31% en 2011. En 2011, plus de la moitié des personnes interrogées (53%) refusaient de présenter à un/une ami(e) une personne atteinte de schizophrénie, alors qu'il y a 20 ans, ils étaient 39%.

Les auteurs de l'étude constatent que la population dispose aujourd'hui de meilleures connaissances sur les maladies mentales qu'il y a 20 ans et qu'elle se montre aujourd'hui plus ouverte quant au traitement psychiatrique de la maladie. L'identification des attitudes plus positives de la population envers des personnes atteintes de dépression est une constatation réjouissante. Mais des personnes atteintes de dépression sont encore et toujours confrontées à un manque de disposition de la part de la population à entrer en contact avec elles.

Selon le bilan des auteurs, la comparaison avec la situation des personnes

dépressives explique le comportement de la population face aux personnes atteintes de schizophrénie. Le professeur privé Georg Schomerus, qui entreprend des recherches déjà depuis des années sur la stigmatisation des maladies psychiques et qui a dirigé l'étude, constate que cette stigmatisation ne peut pas être éradiquée seulement avec des informations et des connaissances en la matière. En outre, une priorité unilatérale donnée à des causes biologiques de la schizophrénie par les médias ou les scientifiques renforce davantage cette stigmatisation. L'étude a également montré qu'une compréhension biologique de la maladie encourage le caractère manifeste d'altérité de la personne concernée, ce qui renforce l'attitude négative de la population. Le professeur Schomerus plaide donc pour une «image différenciée, plus vivante des personnes atteintes de maladie psychique. Les personnes concernées ne doivent pas être réduites à un dysfonctionnement du cerveau.» Malheureusement, les évolutions actuelles montrent, comme par exemple les scanners du cerveau contestés, réalisés sur des personnes atteintes de maladies psychiques à l'office AI de Lucerne, que le chemin jusqu'à cette image différenciée est encore long.

Pour consulter le numéro du magazine allemand «Ärzte-Zeitung» dans lequel figure le rapport, cliquez sur le lien suivant <http://www.aerztezeitung.de/extras/druckansicht/?sid=857310&pid=866107>. L'étude a été publiée dans le magazine professionnel «British Journal of Psychiatry»: <http://bjp.rcpsych.org/content/203/2/146>.

Helioisa Martino

«Zu jung» Vater werden

Egon Garstick: Junge Väter in seelischen Krisen

In seinem Buch führt Egon Garstick in seine Arbeit und Elternschaftstherapie für Vater gewordene Männer und ihre engsten Bezugspersonen ein. Berührende Fallbeispiele erzählen von Szenarien und Folgen, wenn Männer zu Vätern werden oder geworden sind. Es wird offenbar: Man(n) bleibt dann nicht mehr einfach Mann. Das Mann-Sein und die Identität werden erweitert mit der Übernahme einer Verantwortung für ein Kind – erwachsen aus einer Liebesbeziehung.

Mit dem Vater-Werden und den tief greifenden Veränderungen in der Paarbeziehung können Männer mitunter in eine eigentliche Lebenskrise geraten und dadurch ihre Vaterschaft nicht adäquat annehmen und wahrnehmen. Dem Buchtitel folgend, stehen die bisher wenig beachteten «jungen» Männer im Zentrum – irritierte Väter und ihre gefährdeten Beziehungen. Mit «jung» sind hier jedoch nicht nur die biologisch jungen Väter gemeint, denen die Vaterschaftskrise den Sicherheit und Halt spendenden Boden unter den Füßen weggezogen hat. Vielmehr bindet der raffiniert gewählte Titel auch Männer mit ein, deren psychosoziale Reifung noch nicht für eine verantwortungsvolle Vaterschaft reicht.

Der Themenkorpus wird durch gut gewichtete und in idealem Rhythmus gesetzte und vernetzte Kapitel ausgefüllt. Die Grundlagen seiner fokussierten, körperorientierten Psychotherapie umreißt der Autor im ersten Kapitel. Im Anschluss wird die für Männer nicht unproblematische Situation rund um das Wochenbett thematisiert, bevor der Kinderwunsch der Partnerin als mitunter bedrohliches, bisweilen überwältigendes Moment im Zentrum steht. Mögliche Entwicklungshilfen bei irritierten und bedrohten Vater-Sohn-Beziehungen werden im vierten, das flexibel fokussierte therapeutische Vorgehen und die Vaterschaftswerkstatt im fünften Kapitel beschrieben. Anschliessend werden die Väter- und Familienarbeit und deren politisch-kulturelle Bedeutung problematisiert. Die Wiederbelebung der sinnlich-sexuellen Beziehung nach der Geburt und die «Vollendung» der männlichen Identität werden in den folgenden beiden Abschnitten behandelt. Darauf wird verdeutlicht, wie die Väterarbeit mittels interdisziplinärer Netzwerkarbeit auch in Randgebieten umgesetzt werden könnte. Die Darstellung eines fortschrittlichen Fortbildungskonzepts für Fachpersonen in der Väterarbeit bildet den Abschluss des Buches.



Egon Garstick: Junge Väter in seelischen Krisen. Klett-Cotta, Stuttgart 2013, 159 Seiten, Fr. 34.85, ISBN 3-608-94778-7.

Insgesamt hinterlässt das Buch einen runden Eindruck. Ansätze und Perspektiven aus der Psychoanalyse, anderen Schulen, der Salutogenese und aktuellen Erkenntnissen aus verschiedenen Theoriezweigen bilden eine breite theoretische Basis. Diese legt inhaltlich den roten Faden, der immer wieder raffiniert mit berührenden Beispielen aus der Praxis verwoben wird. Praxis und Theorie werden so Gehaltvoller und Haltgebender.

Das Buch sei zum einen interessierten Fachpersonen aus Psychotherapie und angrenzenden Fachgebieten empfohlen. Andererseits dürften Väter, Eltern mit Vorwissen in den Genuss kommen, das Vater- und Elternwerden noch einmal ganz neu zu erleben!

Hansjörg Abegglen, Psychologe SBAP,
Fachpsychologe SBAP,
in Kinder- und Jugendpsychologie

Innere Kinder

Dagmar Kumbier: Das Innere Team

Die ursprüngliche Methode des inneren Teams von Friedemann Schulz von Thun, entwickelt für Coaching und Beratung, wurde von der Autorin Dagmar Kumbier erweitert und modifiziert. Interessant scheint die Verbindung mit tiefenpsychologischen und traumatherapeutischen Konzepten, welche teilweise einen sehr hohen Komplexitätsgrad annehmen, vor allem wenn die Übertragungsphänomene zwischen den inneren Teammitgliedern der Klientin oder des Klienten und den inneren Teammitgliedern der Therapeutin oder des Therapeuten zu interagieren beginnen, wie im dritten Kapitel des Buches beschrieben wird.

Für PsychotherapeutInnen ohne tiefenpsychologischen Hintergrund ist dies wohl wenig vertraut und eher schwierig in der Umsetzung. Mit dem «inneren Team» sind innere erwachsene und kindliche Anteile gemeint, welche im gesunden Zustand vom Oberhaupt geführt werden. Kumbier erweitert dieses Modell um die verletzten und traumatisierten inneren Kinder und deren Wächter. KlientInnen «frieren» traumatische Erlebnisse ein und erleben die Gegenwart im Lichte der Vergangenheit, und das Oberhaupt verliert die Führung.

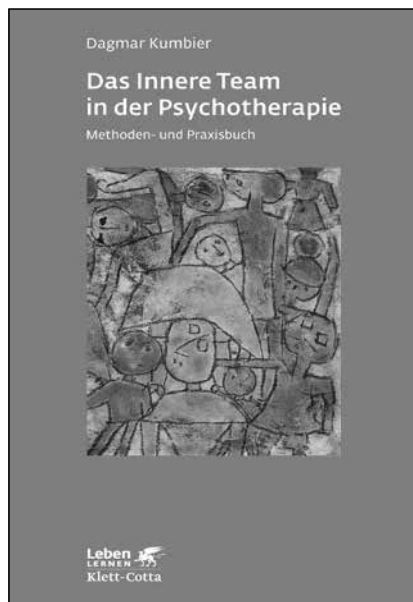
Die ausführlich beschriebenen Techniken beinhalten vorwiegend die therapeutische Arbeit mit traumatisierten inneren Kindern. Nach detaillierten Angaben über den theoretischen Hintergrund der Methode folgt eine klare Definition zum Thema der psychischen Störungen und Traumata allgemein.

Die Kapitel vier bis sieben zeigen didaktisch klug die Vorgehensweise dieser Methode auf. Kumbier unterscheidet drei verschiedene Varianten: Bei der «Arbeit am Blatt» zeichnet der Therapeut alle Mitglieder des inneren Teams des Klienten auf ein Flipchart. Dazu gibt es eine Anleitung, wie mit einfachen Merkmalen emotionale Ausdrücke zeichnerisch umgesetzt werden können. Bei Variante zwei, «auf der äusseren Bühne», geht es um Erlebnisaktivierung, wobei der Klient seine Themen räumlich und szenisch darstellen kann. Das in-

Wiederkehr des Verdrängten

in der Psychotherapie

Yigal Blumenberg, Wolfgang Hegener (Hg.):
Die «unheimliche» Beschneidung



Dagmar Kumbier: Das Innere Team in der Psychotherapie. Methoden- und Praxisbuch. Klett-Cotta, Stuttgart 2014, 248 Seiten, Fr. 39.90, ISBN 3-608-89135-8.

nere Team und das Oberhaupt werden mit Stühlen dargestellt, und der Klient führt den inneren Dialog auf der äusseren Bühne auf. Als dritte Variante wird das Arbeiten «auf der inneren Bühne» vorgestellt. Bei dieser imaginativen Methode werden die KlientInnen dazu angeleitet, die Themen in der Vorstellung bildhaft lebendig zu machen. Hier bezieht sich die Autorin immer wieder auf die imaginativen Techniken von Luise Reddemann und betont, dass diese Technik sehr gut beherrscht werden muss, um nicht eine Retraumatisierung auszulösen.

Insgesamt ein reichhaltiges Buch für erfahrene PsychotherapeutInnen, welche es nicht scheuen, die innere Erlebniswelt des Patienten auf wirkungsvolle Weise zeichnerisch darzustellen.

Chantal Roulet Huber,
Psychologin SBAP.

Als Reaktion auf die 2012 plötzlich aufgeflammete öffentliche Beschneidungsdebatte entstand dieses Buch, in dem die Praxis der Beschneidung aus jüdischer Sicht erklärt und die Argumente psychoanalytisch geschulter Gegner erwidert werden. Im Mai 2012 klassierte das Kölner Landgericht die religiös motivierte Beschneidung an Knaben als strafbare Handlung, das heisst als körperliche Misshandlung und Gesundheitsschädigung. Und auch bei uns in der Schweiz – konkret am Zürcher Kinderspital – wurde die Frage aufgeworfen, ob Beschneidungen an Jungen vorgenommen werden dürfen. Das Urteil ist mittlerweile widerrufen, und auch bei uns scheint die Debatte noch nicht beendet zu sein.

Yigal Blumenberg führt einleitend auf, dass es 2011 in Deutschland 212 jüdische Geburten gegeben habe, davon 106 Knaben, die beschnitten wurden. Diese Anzahl entspricht einem Drittel der genitaloperierten intersexuellen Kinder – aufgrund ihres jungen Alters, ohne ihr Einverständnis einholen zu können [7013 Kinder waren es laut Wikipedia (22.03.2014) im Jahr 2011 in Deutschland insgesamt, welche beschnitten wurden (Anm. der Verfasserin).] Obschon die jüdischen Jungen also anzahlmässig eine Minderheit darstellen, entflammte eine Debatte zum jüdischen Beschneidungsritual, ausgelöst durch den Fall eines iranischen Buben, der von einem iranischen Chirurgen – wie sich später herausstellte – einwandfrei beschnitten wurde. Dass sich die Frage ergibt, weshalb das jüdische Ritual ins Zentrum des Interesses rückt, ist deshalb leicht nachvollziehbar.

Die Autoren spannen eine weiten Bogen. Sehr fundiert und klug argumentiert werden nicht nur politische, sondern auch religionsgeschichtliche und -wissenschaftliche sowie psychologische und soziale Argumente aufgeführt. Eingestreut in die Texte werden auch der Zusammenhang mit dem Holocaust und das Verständnis des Judentums aus Sicht der Nazis thematisiert. Die Autoren sind denn auch Psychoanalytiker, Professoren



Yigal Blumenberg, Wolfgang Hegener (Hg.): Die «unheimliche» Beschneidung. Aufklärung und die Wiederkehr des Verdrängten. Mit Beiträgen von Yigal Blumenberg, Alfred Bodenheimer, Micha Brumlik, Wolfgang Hegener und Isidor Kaminer. Brandes & Apsel, Frankfurt a.M. 2013, 182 Seiten, Fr. 28.40, ISBN 3-9555803-4-2.

für Religionsgeschichte und Literatur- sowie Erziehungswissenschaften. Wolfgang Hegener geht in seinem Beitrag zurück in die Antike, zu den Griechen und Römern und zur Entzweiung des entstehenden Christentums mit dem Judentum. Nach der Shoah sei es für viele jüdische Eltern eine Verpflichtung gewesen, ihre Jungen beschneiden zu lassen, als Hoffnungsträger und Ausdruck vom Überlebenswillen des jüdischen Volkes (Brumlik). Nach dem Holocaust war es für viele Juden gerade das Beschneiden, durch das viele der Ermordeten als Juden erkenntlich gewesen waren, das ihnen durch die Anknüpfung an frühere Generationen und das Übergeben an das neue Leben Freude gab (Kaminer).

Bea Schild,
Psychotherapeutin SBAP.

Vielfalt an Themen und Theorien

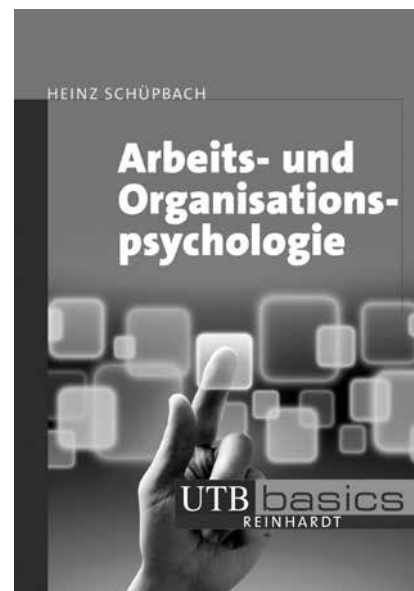
Heinz Schüpbach: Arbeits- und Organisationspsychologie

Zunächst war ich erstaunt über die Handlichkeit des Buchs – angesichts des umfassenden Titels. Und beim ersten Durchblättern kam die zweite Überraschung: über die Vielfalt der Themen und Theorien, die in diesem gut strukturierten Buch enthalten sind. Es ist ein eigentliches Nachschlagewerk für Interessierte und richtet sich sowohl an Fachpersonen als auch an Nicht-PsychologInnen, die sich für arbeits- und organisationspsychologische Fragen interessieren. Es ist eine Fülle von gängigen Themen darin enthalten, die auch neugierig machen.

Besonders geglückt finde ich, dass es Heinz Schüpbach gelingt, den geschichtlichen Verlauf bzw. die Entwicklung der Erkenntnisse in diesem Bereich verständlich darzustellen. Und deutlich wird auch, dass es ihm ein Anliegen ist aufzuzeigen, wie komplex das Zusammenspiel der unterschiedlichen Faktoren und Facetten einer Organisation und der darin tätigen Menschen ist.

Dabei steht ein Aspekt im Zentrum, der hochaktuell ist: die Anforderungen, mit denen Menschen an ihrem Arbeitsplatz konfrontiert sind, und wie es gelingt, einen guten Umgang damit zu finden. Damit sind sowohl die Förderung und Entwicklung der Ressourcen der Menschen als auch der Organisationen gemeint. Die Auslegeordnung, die Schüpbach dazu macht, wirkt fundiert und regt zum Denken an. Dies wird unterstützt durch die graphische Darstellung der Texte mit den farbigen Heraushebungen, Merksätzen und den Fragen, die am Ende jedes Kapitels formuliert sind.

Es wird deutlich, dass der Autor über grosses Fachwissen verfügt, das er in diesem Buch anschaulich und gut lesbar zusammengestellt hat. Ich empfehle es allen Personen, die mit Menschen im Arbeitskontext in irgendeiner Weise zu tun haben. Nicht zuletzt ist es nützlich, um sich selbst relevante Fragen bezüglich der eigenen Befindlichkeit im Zusammenhang mit seiner Arbeitssituation zu stellen.



Heinz Schüpbach: Arbeits- und Organisationspsychologie
UTB, Stuttgart 2013, 200 Seiten,
Fr. 44.90, ISBN 3-8252-4009-6.

Maya Bentele,
Psychologin SBAP.

Neue Mitglieder

Beyeler Alexandra Michaela, Faoug
Dietler Suzanne, Zürich
Disler Thomas, Zürich
Fuchs Ursula, Hochdorf
Haubensack Andreas, Zürich
Heynen Franz, Rüttenen
Hofmann Margareta, Holziken
Kienast Brigitte, Wald
Lenz Pascale, Domat/Ems
Lys-Gonzalez Isabel, Bern
Reimann Tiffany, Zürich
Staufer Urs, Zürich
Studer Sonja, Windisch
Stünzi-Moesch Regula, Bern
Tanner Ramona, Zürich
Wetli Yves Daniel, Winterthur

Neue Studentenmitglieder

Brem Denise, Zollikerberg
Burger Yves, Zürich
Gisler Sarah, Winterthur
Gottschalk Catherine, Bern
Landolt Daniela, Schmerikon
Meier Marina, Zürich

Popa Isabel Maria, Zürich
Vetsch Sarah, Zürich
Vogel Christoph, Ins

Herzlich willkommen!

PsychologInnen SBAP.

Blattner Natascha, Flüh
Edelmann Brunhilde, Zürich
Haubensack Andreas, Zürich
Lenz Pascale, Domat/Ems
Mast Claudia, Laupen
Reimann Tiffany, Zürich
Schaltegger Anna, Affoltern am Albis
Schneider Ursula, Winterthur
Wetli Yves Daniel, Winterthur

PsychotherapeutInnen SBAP.

Bald Petra, Basel
Beyeler Alexandra Michaela, Faoug
Dietler Suzanne, Zürich
Disler Thomas, Zürich
Fuchs Ursula, Hochdorf
Gruen-Müller Simone
Heynen Franz, Rüttenen
Hofmann Margareta, Holziken

Kienast Brigitte, Wald
Kocher Bernhard, Zürich
Lys-Gonzalez Isabel, Bern
Reimann Tiffany, Zürich
Scholze Joss Sarah Maria, Stans
Staufer Urs, Zürich
Studer Sonja, Windisch
Stünzi-Moesch Regula, Bern
Tanner Ramona, Zürich
Wetli Yves Daniel, Winterthur
Zaugg Ruedi, Zürich

**Fachpsychologin SBAP.
in Kinder- und Jugendpsychologie**
Elke Romano-Koch, Zug

**Fachpsychologin SBAP.
in Notfallpsychologie**
Rüegg Sandra Gabriela, Liestal

**Fachpsychologe SBAP.
in Laufbahn- und
Rehabilitationspsychologie**
Lenz Pascale, Domat/Ems

Der SBAP. gratuliert!

Empirisch klar und aufschlussreich

D. Bürgin, B. Steck: Indikation psychoanalytischer Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen

Das Buch ist mehr, als sein Titel verspricht. Es belegt nicht nur die diagnostisch-therapeutische Vorgehensweise aus psychoanalytischer Sicht, sondern erweitert auch diese Sicht aus der Enge der traditionellen analytischen Sichtweise. Der Entwicklungsprozess von Kindern und Jugendlichen wird empirisch klar und aufschlussreich belegt und kann deshalb auch als ein Entwicklungstext gesehen werden.

Die Epigenetik, die Entwicklung des Selbst, die kognitive und psychosexuelle Entwicklung, Kommunikationsbedürfnisse und Identifikationsmöglichkeiten wie auch der Spracherwerb und die Entwicklung zur Selbstrepräsentation sowie zum «falschen Selbst» werden mit Klarheit aufgearbeitet. Ferner wird die Problematik der frühkindlichen Traumata wie auch ihre Bearbeitung im Sinne verschiedener therapeutischen Vorgehensweisen dargestellt und die Problematik von Übertragung und Gegenübertragung im therapeutischen Prozess mit besonderer Analyse der Motivation des Therapeuten untersucht.

Zugleich offeriert das Buch durch seine Falldarstellungen eine lehrreiche Möglichkeit, eigene therapeutische Arbeit auf diesem Gebiet selbstkritisch zu analysieren. Der Unterschied einer rein medizinischen und einer psychoanalytisch-psychotherapeutischen Sicht wird aufgezeigt. «Die Beiträge des Patienten und die In-

tervention des Analytikers eröffnen zusammen die Möglichkeit, eine miteinander geteilte Intentionalität entstehen zu lassen» (S. 130). Damit meinen die Autoren, dass der analytische Prozess eine Bewegung in einem gemeinsamen Feld involviert, da sich die vorbewussten Persönlichkeitsanteile des Patienten und des Therapeuten einander nähern. Ist dieser Prozess erfolgreich, wird der Patient nicht mehr genötigt sein, zur Symbolbildung zu greifen, sondern er wird seine kreative Potenz verstärkt entwickeln können.

Auch die Arbeit mit den Eltern wird thematisiert, die schwierig sein wird, wenn diese nicht auf den therapeutischen Prozess ihres Kindes eingehen oder es nicht ertragen können, dass ihr Kind zum Therapeuten eine bedeutungsvolle Beziehung aufbaut. Bei den elf Fallgeschichten beiden Geschlechts im Alter zwischen fünf und achtzehn Jahren mit unter anderem schwerer emotionaler Deprivation, ausgeprägter Beziehungsstörung, Anorexie, Depression, Traumatisierung, Identitätsproblematik, Suizidalität, Somatisierung, Borderline-Störung oder paranoider Schizophrenie verzichten die Autoren auf die Darstellung von Verläufen, um sich auf das analytische Indikationsgeschehen zu konzentrieren. Um das Vorgehen nachvollziehbarer zu machen, wird in allen Falldarstellungen nach einem annähernd gleichen Schema



Dieter Bürgin, Barbara Steck: Indikation psychoanalytischer Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen. Diagnostisch-therapeutisches Vorgehen und Fallbeispiele. Klett-Cotta, Stuttgart 2013, 408 Seiten, Fr. 79.90, ISBN 3-608-94829-5.

vorgegangen. Zum Schluss werden die bestehenden Angaben nach den drei Kategorien «therapiebedürftig», «therapiemotiviert» und «therapiefähig» integriert beurteilt.

Die Fallbeispiele sind nicht nur aufschlussreich beschrieben, sondern durch die Verwendung der Squiggle-Zeichnungen (nach Winnicott) einheitlich in ihrer Dynamik untersucht und dadurch lebendig geprägt.

Das Buch ist eine stimulierende Lektüre über Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen sowie ein kreativer und zugleich fundamentaler Beitrag zur Kindertherapie im Allgemeinen.

Simone Gruen,
Fachpsychologin SBAP,
in Kinder- und Jugendpsychologie

Wussten Sie schon?

Fachkundige SpezialistInnen stehen Ihnen aus dem Vorstand für

Fragen rund um die Selbständigkeit

zur Seite. Ob es nun Fragen zu

- **Versicherungen,**
- **Weiterbildungsmöglichkeiten oder auch zur**
- **Erlangung der Praxisbewilligung**

sind – sie werden rasch und kompetent in der Gratis-Mentoring-Stunde beantwortet.

SBAP-spezifische Leistungsangebote finden Sie unter:
www.sbap.ch/dienstleistungen.

- 21.06.2014 Fortbildung Notfall-Psychologie: Was bewegt uns zum/zur HelferIn?
Arbeiten in Gaza und Südamerika.
Referat und Video von Dr. phil. Ursula Hauser, SBAP.-Preisträgerin 2014
Linde Oberstrass, Universitätstrasse 91, 8006 Zürich, Anmeldungen an: info@sbap.ch
- 18.09.2014 Betriebsbesichtigung: Möbelfabrik Horgenglarus in Glarus, 13.30–15.30 Uhr.
Anmeldungen an: info@sbap.ch – Teilnehmerzahl ist limitiert
- 22.10.2014 SBAP. Ethik-Forum: 19–21 Uhr. Leitung: Dr. Peter A. Schmid
- 05.11.2014 SBAP.-Preisverleihung: 17.30 Uhr im Volkshaus Zürich

Redaktion/rédaction:

Heidi Aeschlimann
Gülbin Erogul
Lianne Fravi
Beat Honegger
Heloisa Martino
Sabine Richebächer

Autoren/auteurs:

Hansjörg Abegglen
Maya Bentele
Dorothee Bürgi
Lianne Fravi
Simone Gruen
Beat Honegger
Andrea Kager
Andreas Ladner
Katharina Limacher
Veronika Lutz
Heinz Marty
Beat Messerli
Chantal Roulet Huber
Bea Schild
Not Spinatsch
Olivia Spinatsch
Bettina Steinbach
Marcus Townend
Barbara Weil

Inserate/Beilagen/annonces:

SBAP. Geschäftsstelle

Auflage/édition:

1500 Exemplare/exemplaires

Redaktionsschluss/bouclage:

Nr. 3/2014:
11. Juli/juillet 2014

Layout:

Helmut Estermann
Druck und Ausrüsten/imprimé:
Druckerei Peter & Co., Zürich

Lektorat/lectorat:

Thomas Basler, Winterthur

Konzept und Gestaltung/concept:

greutmann bolzern zürich

Adresse:

SBAP. Geschäftsstelle
Vogelsangstrasse 15
8006 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch